
NUMMER 46 · MÜNCHEN, 12. NOVEMBER 1961 · B 5843 C · 60 PFENNIG
Schweden Kr 1.— incl. oms. · Österreich ö. S. 4.50 · Schweiz sfr. —.80 · Italien Lire 120.—
REVUE
Die Willy-Millowitsch-Story:
Hoppla, jetzt kassiere ich!

REVUE

UNABHÄNGIGE DEUTSCHE ILLUSTRIERTE

erscheint wöchentlich

Verlag, Druck und Redaktion
KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG AG
München 8, Lucile-Grahn-Straße 37
Tel.: 44 98 91 · Fernschreiber: 05-23 372
Telegramme: Kindlerverlag München
Postscheckkonto: München 6084

CHEFREDAKTEUR
Oscar Stammler

STELLVERTR. CHEFREDAKTEURE
Bild- und Textbeiträge: Ewald Struwe
Romane und Serien: Alexander Fuhrmann

REDAKTION
Andreas Bauer, Heinrich David, Dietmar Ebert, Claus Gaedemann, Beate Groterjahn, Johannes M. Hönscheid, Herbert Kaufhold, Dr. Walter Kunze, Oswald von Nagy, Dr. Rudolf Riedler, Hildegard Schmidt, Wolfgang Schraps, Walter Seidlitz, William Steinborn
Chef vom Dienst: Klaus Nestele
Gestaltung: Joe Henselder
Graphik: Wolfgang Böhle

BERATENDE REDAKTION
Nina Raven-Kindler, Dr. Erich R. Bohrer, Dr. E. H. G. Lutz, Wolfgang W. Parth, Robert Pilchowski

EXKLUSIV-REPORTER
Wolfgang David, Jenö Kovács, Werner Roelen, Dr. Peter Senzer, Ludwig Weitz

VERLAGSLEITER
Willy Roth

STELLVERTRETENDE VERLAGSLEITER
Helmut Ehrmann (Anzeigendirektor)
Klaus Wagner
Vertriebsdirektor: Hans Heyd
Anzeigenleiter: Anton Croos
Marktforscher: Dr. Klaus Landgrebe
Justitiar: Dr. Dr. Friedrich Landgraf

DRUCKEREIDIREKTOREN
Wilhelm Winckel und Johann Kreuzer

BERLIN
Verlagsbüro: Berlin W 35, Schöneberger Ufer 47, Telefon: 13 31 50 · Fernschreiber 01-84 285 · Redaktion: Hanns Dieter Dombrowski, Berlin-Dahlem, Pacelliallee 27 · Tel.: 76 16 83

FRANKFURT
Verlagsbüro: Frankfurt, Unterlindau 26, Telefon: 72 33 61 · Fernschreiber: 04-12 118
Redaktion: Bruno Waske

HAMBURG
Verlagsbüro: Hamburg 22, Marienterrasse 8, Telefon: 23 39 55 · Fernschreiber: 02-13 077
Redaktion: Wolfgang Goedeke

HANNOVER
Verlagsbüro: Hannover, Albert-Niemann-Str. 13
Telefon: 8 77 58 · Fernschreiber: 09-22 850

KÖLN
Verlagsbüro: Köln/Rh., Kaiser-Friedrich-Ufer 31
Telefon: 7 83 33 · Fernschreiber: 08-881 341

STUTTGART
Verlagsbüro: Stuttgart-W., Reinsburgstr. 111 A, Telefon: 6 96 38 · Fernschreiber: 07-23 879

LONDON
Hans und Edda Tasiemka, 26 Bracknell Gardens, London N. W. 3, Tel.: Swiss Cottage 2073

NEW YORK
Manfred L. Kreiner, 735 Kappock Street, New York 63, N. Y., Tel.: Kingsbridge 9-7686 · Telegr.: Revuepix Newyork via rca · Fernschrb.: ny 4081

PARIS
Hélène Plècy, 15, Rue Garancière, Paris 6, Tel.: Anjou 8630 · Telegr.: Revue-tip Paris
Fernschreiber: 22 911

ROM
Dr. Anna Maria Bauer, Rom, Via Panaro 14, Telefon: 81 01 26 Revuepix Rom

WIEN
Ernst Plaue, Wien XIII., Beckgasse 24, Tel.: 8 21 88 35 · Telegramme: Revuepix Wien

ZÜRICH
Oberdorfstraße 23, Telefon: 051 / 47 09 06
Telegr.: Kindlerverlag Zürich · Fernschrb.: 53395

Abonnements-Annahme: Verlag München und Verlagsbüros, zuständiges Postamt oder Briefträger. Monatlicher Bezugspreis DM 2,60 (zuzüglich DM 0,09 Zustellgebühr). Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 11a gültig. REVUE darf nur mit ausdrücklicher widerruflicher Genehmigung in Lesemappen geführt werden. Zur Zeit ist die Lesezirkel-Preisliste Nr. 1a gültig. Für unaufgefordert eingesandte Bilder und Manuskripte übernimmt der Verlag keine Gewähr. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Printed in Germany

AUSLANDSPREISE

Ägypten	US$ —.30	Kanada	US$ —.30
Algerien	NF. —.90	Luxemburg	bfr. 9.—
Asien	US$ —.30	M. u. S. Am.	US$ —.30
Australien	2/6	Norwegen	nkr. 1.40
Belgien	bfr. 9.—	Österreich	ö. S. 4.50
Dänemark	dkr. 1.40	Portugal	Esc. 8.50
England	1/9	Schwed.	Kr. 1.—i. oms
Finnland	Fmk 70.—	Schweiz	sfr. —.80
Frankreich	NF. —.90	Spanien	Pts. 18.—
Griechenland	Dr. 9.—	S.u.SW.Afr.	Rand —.20
Holland	hfl. —.70	Türkei	türk. £ 2.70
Italien	Lire 120.—	USA	US$ —.30

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Oscar Stammler. Für den Anzeigenteil: Anton Croos, beide in München. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6





„Machen Sie ein hübsches Schleifchen drum, es soll ein Geschenk werden!"

Leicht verschnupft



„Ich hab' mit dem Arzt gesprochen; er kann sich's auch nicht erklären, daß die Grippeanfälle ausgerechnet immer Montag morgens kommen . . . !"



„Wilhelm, hör um Himmels willen endlich auf zu husten — gleich wird der Hund wieder anfangen zu bellen!"



„Mutti, ich glaube, du brauchst keinen Grog mehr zu machen — Papa übt bereits wieder für seine Rede im Gemeinderat . . . !"

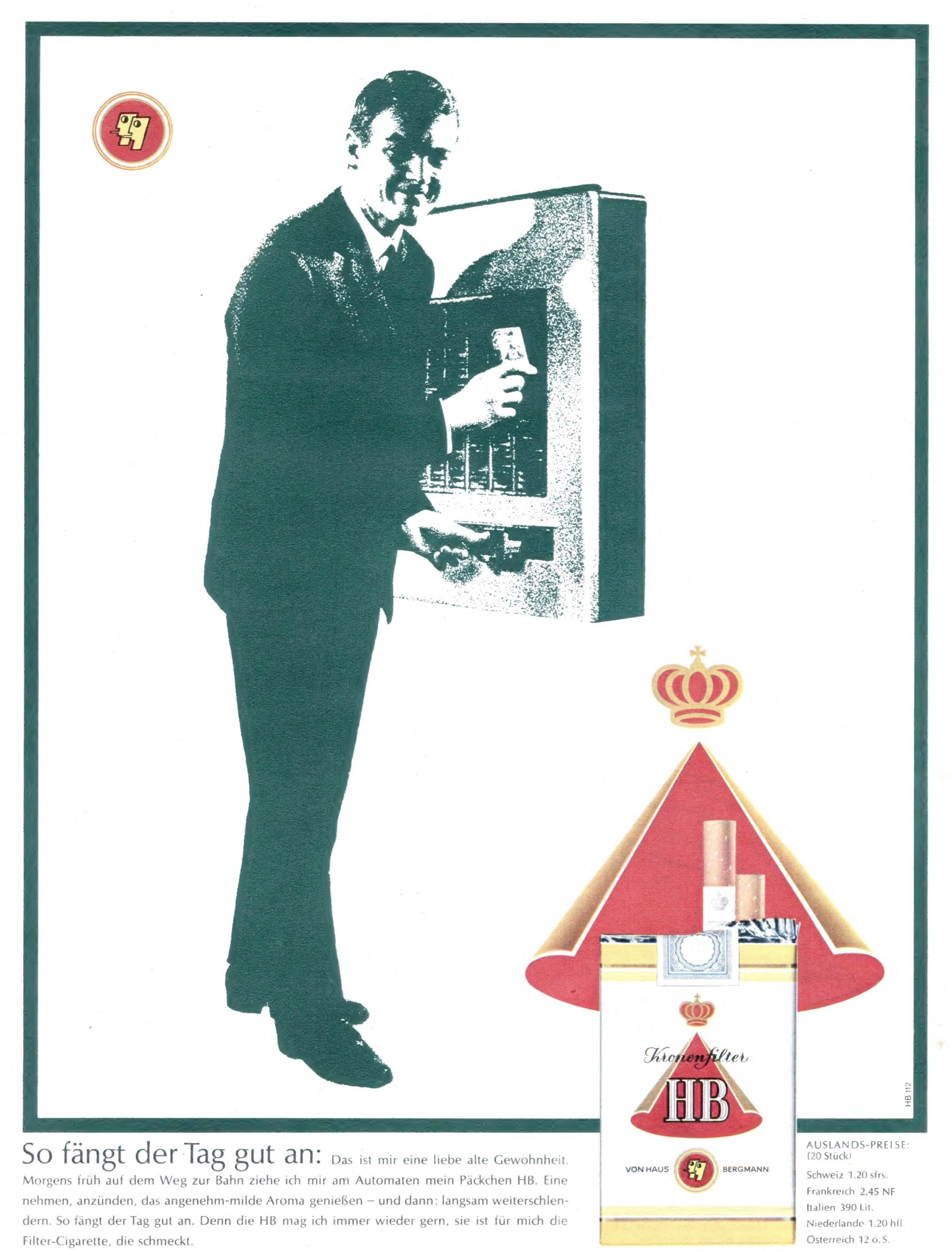

Kronenfilter
HB
VON HAUS
BERGMANN
HB 112
So fängt der Tag gut an: Das ist mir eine liebe alte Gewohnheit. Morgens früh auf dem Weg zur Bahn ziehe ich mir am Automaten mein Päckchen HB. Eine nehmen, anzünden, das angenehm-milde Aroma genießen – und dann: langsam weiterschlendern. So fängt der Tag gut an. Denn die HB mag ich immer wieder gern, sie ist für mich die Filter-Cigarette, die schmeckt.
AUSLANDS-PREISE:
(20 Stück)
Schweiz 1.20 sfrs.
Frankreich 2.45 NF
Italien 390 Lit.
Niederlande 1.20 hfl.
Österreich 12 ö.S.
Frohen Herzens genießen – HB – eine Filter-Cigarette die schmeckt



Foto: Heinz Hering



gelesen – dabei gewesen

Nummer 46 · 12. Nov. 1961

REVUE-Reporter berichten





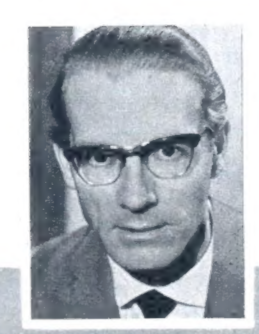




Romane und Serien

Die Rubriken





TRIBUNUS

Lieber REVUE-Leser!

Selbst wenn jemand eine Milliarde auf den Tisch legen würde: er könnte damit bei uns keine Rundfunkanstalt aufmachen und ein Programm ausstrahlen. Der Rundfunk ist in Deutschland eine Gemeinschaftsinstitution: Er ist für alle da. Deshalb soll er auch von allen kontrolliert werden. Dafür gibt es bei jeder deutschen Rundfunkanstalt einen Rundfunkrat. Er soll darüber wachen, daß das Sendemonopol nicht mißbraucht wird — weder von einer Partei noch von einem bestimmten Stand oder von einer Konfession.

Der Rundfunk soll es allen recht machen. Nun gibt es natürlich Hörer, die sich bei Jazzmusik die Ohren zuhalten, es gibt solche, die sonntags keine Gottesdienste hören wollen, und es gibt auch solche, denen die übliche Mischung von leichter und schwerer Musik, von Nachrichten, Hörspielen und Reportagen als einzige Dauerkost nicht behagt. Deshalb strahlt jeder Sender mehrere Programme aus, für die ganz Anspruchsvollen gibt es Sonderprogramme. Auch der Bayerische Rundfunk hat ein Sonderprogramm, sein Leiter ist Dr. Gerhard Szczesny. Nun hat dieser Dr. Szczesny für bayerische Verhältnisse einen großen Nachteil: er ist der Meinung, daß es auch in unserem Kulturkreis neben dem christlichen Glauben noch andere Möglichkeiten religiöser Sinngebung gibt. Und das bringt einige der bayerischen Rundfunkräte zur Weißglut. Zwar hören das Sonderprogramm nur wenige der manchmal recht unglücklichen Kunden des Bayerischen Rundfunks, und wem es nicht paßt, der kann immer noch umschalten oder abschalten.

Als aber Dr. Szczesny vor kurzem eine Sendung unter dem Titel „Katholizismus in einem kommunistischen Land" bringen wollte (es handelte sich um einen Bericht aus Polen), griff der bayerische Rundfunkintendant Wallenreiter kurzerhand ein und strich die Sendung aus dem Programm — auf Einspruch eines Geistlichen. Wenig später brachte Dr. Szczesny einen Beitrag von Hermann Kesten, einem der namhaftesten deutschen Schriftsteller, der 1933 in die Emigration gehen mußte und heute in Rom lebt, unter dem Titel „War ich kein Zeuge?". Kesten beschäftigte sich unter anderem damit, welche Fragen er an Moses oder an Jesus gerichtet hätte, wenn er „damals dabeigewesen wäre". Solche Fragen können ohne Zweifel in manchen Ohren unangenehm klingen. Wieder kam es im Rundfunkrat zu Debatten: diesmal hieß es, Kesten und Szczesny hätten sich der Gotteslästerung schuldig gemacht.

Hier werden die Dinge gefährlich: der Rundfunkrat ist keine Zensurbehörde. Und wenn er zehnmal durch einen ängstlichen Intendanten die Möglichkeit dazu erhält, so hat er doch nicht das Recht, Sendungen zu unterbinden. Sicher ist es nur ein kleines Zipfelchen unserer geistigen Freiheit, das ein Rundfunkrat uns abzwacken kann. Aber wir haben es satt, uns vorschreiben zu lassen, was wir hören dürfen oder nicht, und wir haben es vor allem satt, daß unter dem Mäntelchen der Demokratie mit dieser Demokratie Schindluder getrieben wird, wenn eine einzelne Partei versucht, mit ihrem ganzen Elefantengewicht einen Rundfunkredakteur an die Wand zu quetschen, nur weil er ihr nicht ins Konzept paßt.

Dabei erweisen die Fanatiker, die überall Ungläubigkeit wittern, auch der Religion keinen Dienst. Echter Glaube ist auf die Freiheit angewiesen, ohne freie Gewissensentscheidung gibt es keine Religiosität von Bestand und Dauer. Wenn in Ländern, die von religionsfeindlichen Parteien beherrscht sind, die Kirchen unterdrückt werden, so ist das noch lange kein Grund, bei uns, wo Kirche und Staat in gutem Einvernehmen stehen, gegen „Atheisten" zu Felde zu ziehen. Wer die Demokratie nur als Diktatur der Mehrheit begreift, der wird sie nie begreifen. Der wird auch nie begreifen, was Freiheit ist, und der ist auch in meinen Augen nicht fähig, öffentliche Ämter zu bekleiden. Wir haben von Diktatoren, gleich welcher Art, ein für allemal genug, wir wollen sie weder im Braunhemd noch hinter der roten Fahne. Wir wollen sie aber auch nicht in den Reihen demokratischer Parteien oder gar im Talar. Es müßte ein kleiner Glaube sein, der keinen Zweifel mehr verträgt.

Sagen Sie nicht, das seien harmlose Dinge, Gefahren, die man nicht ernst zu nehmen brauche. Sicher wird dadurch das Benzin nicht teurer und das tägliche Brot nicht gefährdet. Und doch kommt der Tag, an dem die Engstirnigkeit allen gefährlich wird, an dem die Sturheit zahlloser kleiner Diktatoren in irgendwelchen Ämtern und Positionen einem großen Diktator den Weg ebnen kann. Darum müssen wir aufpassen, darum müssen wir protestieren — auch wenn das Opfer im Augenblick „nur" ein Rundfunkredakteur sein soll.

Ihr Tribunus



Kleiner Knigge im Umgang mit Rindvieh

Halt! Der Klügere gibt nach, wenn plötzlich Rindvieh die Straße blockiert. Denn für Schäden haftet der Viehhalter nur bei Vernachlässigung seiner Sorgfaltspflicht. Praktisch ist der Autofahrer immer der Dumme und muß für seinen Schaden selbst aufkommen



Prinz mit Onkel aus Amerika

Zeugnis

I. PERSONALIEN

Name des Prüflings: NSU-Prinz 4
Rufname: Der neue Prinz!
Innenleben: 600 ccm, Zweizylinder-Viertaktmotor, 30 PS, Drehmoment 4,5 mkg bei 3250 U/min, Tankinhalt 37 Ltr.
Kosten: DM 4490,— ab Werk. Spezialausstattung + DM 196,—. Mindesthaftpflicht DM 196,—, Jahressteuer DM 87,—.
Merkmal: Pfiffiges Kompaktauto.

II. ZENSUREN

Leistungen:

a) Beschleunigung: Von 0 auf 80 km/st in 18 Sekunden. Drehfreudiger Motor (obenliegende Nockenwelle) gestattet schnellen Start.
b) Bergsteigevermögen: Bis 7% (mit zwei Personen) im großen Gang. Zweiter Gang bis 55 km/st.
c) Tempo: Spitze 122 km/st. **Note 1**

Straßenlage:

Exakte Geradeausführung, Lenkung leichtgängig, etwas höher übersetzt als bei früheren Modellen; dank Stabilisator praktisch keine Seitenneigung. Poltern der Reifen auf Kleinpflaster (Frage des Reifenprofils). **Note 2**

Fahrkomfort:

Prächtige Übersicht für alle vier Insassen dank großer Fensterflächen. Bedienungshebel, -griffe und -schalter gut zur Hand. **Note 2**

Bremsen:

Hydraulische Zweistoff-Trommelbremsen mit guter Wärmeableitung, deshalb ohne Fading bei Paßabfahrten. **Note 2**

Verbrauch:

Bei schonender Fahrweise 5,7 Liter/100 km, bei temperamentvoller Bleisohlen-Fahrweise bis 6,8 Liter/100 km. **Note 1**

Geltungsnutzen:

Der Prinz 4 besitzt eine schlicht-ökonomische Form mit glatten Flächen und großem Innenraum. Anlehnung an die Chevrolet-Corvair-Form unverkennbar. Kein Chrom-Barock. Kein polierter Chippendale.

III. PRÜFUNGSERGEBNIS

Der Prüfling erreicht die **Note 1—2**

So urteilen REVUE-Leser



Franz Stiasny, Ingenieur

Es macht mir Spaß, dieses Auto zu fahren, denn ich hab's nun mal mit den Kurven. Einfach toll, was man — bei vollbeladenem Kofferraum — mit diesem Auto in den Kurven machen kann!



Elfriede Zimmermann, Übersetzerin

Von technischen Dingen verstehe ich nichts. Aber dieser Wagen ist reizend und läßt sich sehr leicht fahren.

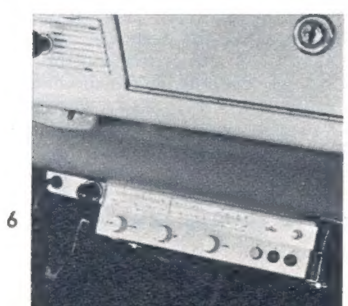


Erwin Schönhardt, Kaufmann

Ich habe den Prinz 4 gekauft, weil ich ihn schön finde. Nachdem ich seine Leistung kenne, schlage ich für ihn den treffenden Namen „Kronprinz" vor.

So sollten Sie ihn fahren

Der Prinz 4 ist ein selbstbewußtes Auto mit keinerlei Anlagen zum Mauerblümchen. Gewiß kann man mit ihm auch in den mittleren Geschwindigkeitsbereichen geruhsam kreuzen, doch machen ihm wendige, temperamentvolle Stadtdurchfahrten und kurvenreiche Landpartien mehr Freude. Man tut gut daran, sich des leicht zu schaltenden, vollsynchronisierten Viergangetriebes fleißig zu bedienen. Der Motor ist robust und nimmt auch strapaziöse Fahrweisen nicht übel. Damen kommen gut mit ihm aus. Kein Wunder bei einem Prinzen.



REVUE-Tip:

Klangschön wie ein Super, wiegt wenig und braucht kaum Strom: das sind die Vorteile des Alltransistor - Autoradios

Erst zum Augenarzt — dann den Führerschein machen: Acht Prozent aller Unfälle werden durch Augenfehler verursacht, hat das Deutsche Grüne Kreuz ermittelt. Sicherheit ist wichtiger als Eitelkeit.

*

Jedes zweite neue Auto und zwei von drei Gebrauchtwagen werden in der Bundesrepublik von Arbeitern und Angestellten gekauft.



mercator über unser Geld

„Fluchtgeld": eine halbe Milliarde Mark

Die internationalen Devisenmärkte mußten in den letzten Wochen eine Erscheinung registrieren, die man seit vielen Jahren nicht mehr gekannt hatte: die deutsche Währung geriet unter Druck. Die D-Mark, nicht nur von deutschen Finanzexperten als „die härteste Währung der Welt" gefeiert, war plötzlich nicht mehr der vielbegehrte Star an den Devisenbörsen. Infolge des zunehmenden Angebots von Mark mußte ihr Kurs gegenüber dem der meisten anderen Währungen zurückgesetzt werden. Die Ursache dieses Schwächeanfalls der Mark liegt auf der Hand: nach der Verschärfung der internationalen Krise am 13. August hat zeitweise eine regelrechte „Flucht aus der Mark" stattgefunden. Seit Jahren war Auslandsgeld in die Bundesrepublik geflossen, weil es bei uns hohe Zinsen gab und außerdem die Gewinnchancen deutscher Aktien als besonders hoch eingeschätzt wurden. Tatsächlich haben Ausländer durch den Kauf deutscher Aktien in den Jahren 1958 bis 1960 Kursgewinne von mehr als zwei Milliarden Mark erzielt: kein Wunder also, daß Deutschland Kapital aus aller Herren Länder anzog. Dieses „heiße Geld" — so genannt, weil es nirgendwo gern gesehen ist — pflegt jedoch nie sehr lange an einem Ort zu bleiben: es fließt immer in die Richtung der größten Chance. Nach dem 13. August aber war die Bundesrepublik in den Augen der internationalen Spekulation nicht mehr attraktiv. Die Parole des Tages lautete: „In Deutschland ist nichts mehr zu holen", — und entsprechend schnell verschwand das „heiße Geld" aus der Bundesrepublik.

In Bankkreisen schätzt man, daß in den letzten Monaten rund 400 Millionen Mark aus der Bundesrepublik abgeflossen sind, der größte Teil davon in die Schweiz und nach London. Die Verkäufe deutscher Wertpapiere durch Ausländer lagen sogar über dieser Summe, aber andererseits wurden auch in den vergangenen Wochen vom Ausland — insbesondere von Amerikanern — deutsche Aktien gekauft, so daß der tatsächliche „Verlust" von Auslandskapital nicht so hoch war.

In den vergangenen Wochen ist aber nicht nur ausländisches Kapital aus der Bundesrepublik abgezogen worden, auch viele Deutsche hielten Ausschau nach einem vermeintlich „sicheren Platz" für ihr Vermögen. Beliebtester „Fluchtort" ist nach wie vor Zürich. In einigen Zeitungen konnten Sie Berichte über den Andrang deutscher Kunden vor den Schaltern der Schweizer Banken lesen, und zeitweise liefen in der Bundesrepublik sogar Gerüchte um, die Schweizer Banken hätten sich geweigert, noch Konten für Deutsche zu eröffnen. Die Wahrheit ist viel nüchterner: Sie können heute so gut wie vor einem Jahr bei jeder Schweizer Bank ein Konto eröffnen. Allerdings gibt es ein Gentleman's Agreement zwischen den Schweizer Geschäftsbanken und der Nationalbank (die der deutschen Bundesbank entspricht), wonach Ausländer keine Schweizer Aktien mehr kaufen dürfen und außerdem für Geld, das sie bei Schweizer Banken einzahlen, keine Zinsen erhalten, sondern sogar häufig noch eine Verwaltungsgebühr bezahlen müssen. Durch diese Maßnahmen versucht die Schweiz ihrerseits, das unerwünschte „heiße Geld" fernzuhalten.

Von einem „deutschen Sturm" auf die Schweizer Banken kann keine Rede sein. Die Schätzungen über das private Kapital, das nach dem 13. August von der Bundesrepublik ins Ausland „umgelagert" worden ist, bewegen sich in der Größenordnung von rund 100 Millionen Mark. Trotz der politischen Krise scheuen viele Menschen in der Bundesrepublik noch davor zurück, ihr Geld im Ausland anzulegen. Erst vor wenigen Tagen hat eine Untersuchung ergeben, daß ausländische Aktien — selbst dann, wenn sie amtlich an deutschen Börsen gehandelt werden — nur sehr zögernd gekauft werden. Nun ist es natürlich Unsinn, etwa holländische oder italienische Aktien im Krisenfall für sicherer zu halten als deutsche — aber das wirtschaftliche Risiko ist doch besser verteilt, wenn man sein Geld nicht nur in einem Land anlegt: schließlich erleben Frankreich und Italien zum Beispiel seit etwa zwei Jahren auch ein „Wirtschaftswunder". Man soll den Abfluß von Kapital aus der Bundesrepublik also nicht dramatisieren: die halbe Milliarde (400 Millionen Auslandsgeld, 100 Millionen deutsches Kapital), die in den letzten Wochen abgeflossen ist, stellt nur einen Bruchteil des auf etwa 40 Milliarden Mark geschätzten ausländischen Vermögens in der Bundesrepublik dar. Und was das deutsche „Fluchtgeld" betrifft: Regierung und Bundesbank sind schon seit Jahren daran interessiert, daß deutsche Privatleute wieder Geld im Ausland anlegen.

Komm - wir haben Platz für fünf

Wenn es um liebe Gäste geht, dann braucht Vati nicht nein zu sagen, denn sein Taunus 17 M hat für alle Platz. Da fühlt sich keiner zurückgesetzt, und auch der fünfte hat's bequem, ob er groß ist oder klein. Und die anderen Vorzüge des Taunus 17 M? Eine windschnittige Karosserie, nach der man sich immer wieder gern umschaut, ein ebenso sparsamer wie temperamentvoller Motor — und die herrlich leichte Weise, in der sich dieser Wagen fahren und bedienen läßt. Ab Werk kostet die zweitürige Limousine mit 1,5-l-Motor DM 6485,—.



Die Linie der Vernunft

Sechs ungeklärte Morde beunruhigen die österreichische Bevölkerung. Jedesmal waren junge Frauen die Opfer – jedesmal verschwanden die Täter spurlos. REVUE hat dem Hellseher Kordon-Veri die Fotos der Opfer vorgelegt. Kordon-Veri sagt:

Ich sehe den Frauen-Mörder von Wien

Ein REVUE-Sonderbericht von Dr. Peter Senzer und Heinz v. Nouhuys



Ein Hellseher versucht den

Kordon-Veri bei der „Arbeit". Der Hellseher hat die Fotos der Opfer vor sich. Aber er kann die Menschen darauf nicht sehen. Seine Augen sind ver-

denn an den Tatorten fehlt



Mörder genau zu schildern

bunden. Aber er kennt sich sofort im Leben dieser Frauen aus — und er beschreibt ihren Mörder! Die Polizei tappt trotz großer Anstrengungen im dunkeln

von ihm die geringste Spur



Die schwarze Binde vor Augen, vor sich auf dem Tisch eine glitzernde Kugel aus chinesischem Bergkristall — so konzentriert sich Kordon-Veri auf das Material, das wir ihm vorlegen: Fotos der Frauen, die der schauerlichsten Mordserie zum Opfer gefallen sind, die Österreichs Kriminalgeschichte kennt. Bilder von

- Maria Glock, † 9. 5. 1954
- Ilona Faber, † 14. 4. 1958
- Leopoldine Schwanzer, † 26. 5. 1958
- Anna Peiritsch, † 6. 6. 1960
- Brigitte Besztenlerer, † 15. 2. 1961
- Hannelore Gruber, † 15. 10. 1961

Wir versuchen, ihn zu verwirren; wir schieben ihm immer wieder falsche Fotos unter. Unwillig legt er sie beiseite. Seine sensiblen Fingerspitzen tasten nervös über die richtigen Bilder. Zuerst sind es nur wirre Worte, die er hervorbringt. Dann formen sie sich zu Sätzen, zu einer logischen Erklärung. Er wird immer aufgeregter, rückt unruhig auf seinem Stuhl hin und



Der Mörder

Visionen im Eigenheim Während Österreichs Polizei mit Mordspezialisten Tag und Nacht auf der Suche nach Spuren ist, setzt Kordon-Veri keinen Schritt nach draußen. Der bescheidene Kärntner mit dem Louis-Trenker-Gesicht empfindet seine übernatürlichen Gaben als ein Geschenk, aus dem er kein Geschäft machen will. Er mag es nicht, wenn ihm die Leute die Tür einrennen. Am liebsten arbeitet er mit seiner Frau (rechts) am Neubau seines kleinen Hauses am Wörther-See

Mord am Russendenkmal

Ilona Faber, 20, starb am 14. April 1958. Das hübsche Mannequin kam gerade aus dem Film „Gold aus heißer Kehle". Es war 21.50 Uhr. In der Nähe des Wiener Russendenkmals wurde sie von einem Mann überfallen, vergewaltigt und ermordet. Ihre unbekleidete Leiche wurde am nächsten Tag gefunden. Das Material der Polizei gegen einen Verdächtigen reichte nicht aus. In einem Sensationsprozeß gab es Freispruch

Zwei weitere Opfer abscheulicher Verbrechen wurden die beiden siebzehnjährigen Mädchen Maria Glock (links) und Anna Peiritsch (rechts). Beide Morde geschahen in der Nähe von Wien in einem Zeitraum von sechs Jahren. Beide Mädchen stammen aus ländlichen Verhältnissen. Aber, so meint Kordon-Veri, diese beiden Fälle haben mit der Mordserie nichts zu tun. Es handelt sich um verschiedene Täter. Bei der Bauerntochter Maria Glock war **der Mörder — eine Frau**



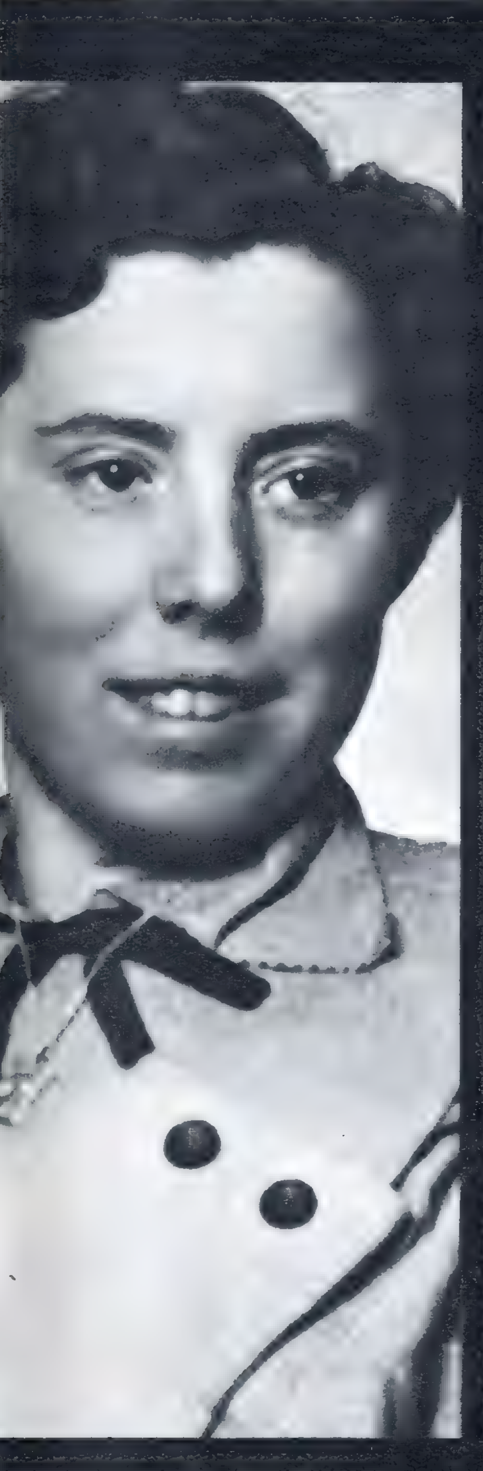


Fortsetzung von Seite 9

her. Das, was er sieht, scheint ihn selbst zu entsetzen: Es ist die Figur des Mörders. Und in abgehackten Sätzen sagt er, wie er ihn sieht:

„Ich sehe den Täter als großen Menschen, mächtig und stark. Jedoch kein Typ, dem man sofort ein Gewaltverbrechen zutrauen würde. Das erste, was mir sofort auffällt, ist ein unglaublich kleiner Mund, der zu dem übrigen Gesicht kaum paßt. Dieser kleine Mund erweckt den Eindruck, daß die Kinnpartie übertrieben stark ist; auch die Nase wirkt mächtiger als sie in Wirklichkeit ist. Am stärksten jedoch ist die Augenpartie ausgeprägt; dunkle, buschige Brauen und eine verhältnismäßig niedrige Stirn. Der Mensch ist das Abbild eines intelligenten Arbeiters, dabei aber ein triebhafter Mensch. Ich glaube sogar ungefähr zu sehen, wie er heißt. Warten Sie — ja: Sein Name hat etwas mit dem Begriff Weiß zu tun. Weißenegger, Weißenberger oder so ähnlich. Nach Weiß kommen auf jeden

sucht immer den gleichen Typ



Mord im Roggenfeld

Leopoldine Schwanzer, 27, starb am 26. Mai 1958. Die reizvolle Landarbeiterin war bei ihrer Schneiderin im Nachbarort gewesen. Auf dem Heimweg nach Frauendorf überfiel sie ein Unbekannter und schleifte sie in ein Roggenfeld. Dort geschah das Verbrechen. Der Mörder floh, kehrte aber wieder zum Tatort zurück, trennte den Kopf vom Rumpf seines Opfers und vergrub ihn. Die Untersuchung ergab, daß die Frau erschossen wurde



Mord in der Ruine

Brigitte Besztenlerer, 13, starb am 15. Februar 1961. Das zierliche Schulmädchen war an diesem Abend nur hundert Meter von ihrer elterlichen Wohnung entfernt, als sie der Täter im Nebel ansprach. Man fand ihre Leiche in einer Villen-Ruine. Drei unaufgeklärte Morde an drei Mädchen unterschiedlichen Alters! „Aber alle hatten sie etwas gemeinsam; sie waren der gleiche Typ", behauptet Hellseher Kordon-Veri, „und darum mußten sie sterben."

Als Kordon-Veri dieses Foto mit verbundenen Augen betastete, sagte er: „Ich höre ein Flugzeug." Tatsächlich war das Tatort-Foto vom Mordfall Schwanzer aus einem Hubschrauber gemacht worden



Fall noch zwei, oder vielleicht auch drei Silben. Aber Weiß, dieses Wort muß einen Teil des Namens bilden."

Erschöpft schweigt Kordon-Veri eine Weile. Dann nimmt er die Bilder der Opfer wieder zur Hand. Jedes einzelne betastet er. Dann legt er drei davon beiseite. Dazu sagt er nachdenklich: „Wenn Sie diese drei Opfer vergleichen, dann ist etwas sonderbar daran:

Sehen Sie nicht die große Ähnlichkeit des Gesichtsschnittes? Sie sind sich sehr ähnlich, obwohl sie verschieden alt sind. Sie wirken wie aus einer Familie: beinahe wie drei Schwestern. Wissen Sie was? Der Mörder wollte immer nur eine Frau treffen. Eine Frau, die er nicht töten kann — und das bringt ihn zur Verzweiflung. Er tötet nur die, die seinem eigentlichen Opfer ähnlich sehen. Er schneidet ihnen den Kopf ab, damit er die Vision, die ihn zum Töten treibt, loswird."

Der Hellseher, von dessen Fähigkeiten viele Prominente Deutschlands und Österreichs felsenfest über-

Lesen Sie weiter auf Seite 65



Sie sind zwischen 20 und 50 Jahre alt. Sie fühlen sich einsam oder nennen sich stolz „alleinstehend". Aber sie alle — drei Millionen deutsche Frauen — haben keinen Ehemann. REVUE berichtet über ihr Leben und über ungewöhnliche Möglichkeiten, einen Mann zu finden

Zum Glücklichsein

Die Angst, keinen Mann mehr zu finden, beginnt heute schon mit 20. „Noch nie hatten wir so viele Kundinnen knapp über 20 Jahre alt", meldet der Verband deutscher Ehe-Institute. Die 23jährige Zürcher Kosmetikerin Manon Preiss (rechts und auf dem unteren Foto links) geht jedoch, wie Hunderte anderer Frauen, auf der Suche nach dem Glück ihre eigenen Wege: ins seriöse Hamburger Tanzcafé Keese, in dem die Frauen die Männer zum Tanz auffordern! In zehn deutschen Städten gibt es ebenfalls ungewöhnliche Treffpunkte, sogenannte „Bälle einsamer Herzen". Allein in München begann dort für 85 Paare der Weg zum Traualtar. In Tanzlokalen lernten sich nach einer Umfrage des EMNID-Instituts 24 Prozent aller deutschen Ehepaare kennen



gehören zwei

Zum Glücklichsein gehören zwei



Einmal im Jahr war Heiratsmarkt im belgischen Städtchen Ronquieres. Das war 1909. Damals fanden die Junggesellen bei Kaffee und Kuchen sowie beim fröhlichen Tanz auf der Straße ihre Bräute. Erst nach 1918 entstand die gewerbliche Ehevermittlung. Heute gibt es in Deutschland schon rund 200 Heiratsbüros. Nach Angabe des Verbandes liegt die „Erfolgsquote" bei 70 Prozent — nach EMNID-Unterlagen sind das jedoch nur zwei Prozent aller Ehen



Verliebt in die Mode ist die 45jährige Modeschöpferin Katja Nieborg (r.). „Ich ertrage das Alleinsein mit Wonne", meinte sie freudestrahlend zum REVUE-Reporter. Zu den Kundinnen ihres Modesalons gehört auch Karin Dor (oben)

Ich bin mit Wonne allein

REVUE-Bericht von Jenö Kovácz, O. v. Nagy und Ingeborg Glupp





Anschluß gefunden hat die 28jährige Sekretärin Margitta Kroy (links) am Tischtelefon („Ich kann Alleinsein nicht ertragen. Hier bin ich unter Menschen ..."). In Arno's Ballhaus auf dem Hamburger Neuen Pferdemarkt ist der Kontakt schnell hergestellt. In vielen Städten haben sich Lokale dieser Art eingebürgert

Sie ist erst 38 Jahre alt. Aber sie hat den Glauben an das Glück, an eine bessere Zukunft, an sich selbst fast schon aufgegeben. Abends weint sie oft. Da steht sie am Fenster ihres kleinen Zimmers in einem Münchner Frauenwohnheim. Müde von den langen Arbeitsstunden im Büro. Ohne Aussicht auf einen vergnügten Abend mit Freunden oder mit einem netten Mann. Ganz allein. Sehr einsam. Und dann kommen eben die Tränen.

Wenn es nach Blandina W. gegangen wäre, würde sie heute eine Hausfrau sein, einen Mann und mindestens drei Kinder haben. Aber man hat sie nicht nach ihren Wünschen gefragt. Es war Krieg, und eines Tages erfuhr sie, daß ihr Verlobter nie mehr nach Hause kommen würde. Da weinte sie zum erstenmal. Nicht so, wie ein Kind weint. Es waren die Tränen einer Frau, die erkennen muß, daß man ihr die Zukunft genommen hat.

Beim zweitenmal überkam diese Erkenntnis sie fast wie ein tödlicher Schock: Es war nach einem schweren Bombenangriff auf Berlin, und das Haus, in dessem Keller sie zitterte, brach in sich zusammen. Sie war verschüttet. Tagelang. Tausend Ewigkeiten lang. Und als man sie endlich aus ihrer Hölle erlöste, da hatte sie einen Sprachfehler.

„Der Krieg", so sagt Blandina W. heute, „dieser verdammte Krieg ist an allem schuld. Er hat mir den Mann genommen und meine Sprache. All meinen Mut und meine Initiative. Heute bin ich durch meinen Sprachfehler verschüchtert und gehemmt. Ich bin kontaktarm und — allein. Und alles ist so sinnlos ..."

Sie ist früher gern zum Tanzen gegangen. Aber heute schämt sie sich, allein auszugehen. Sie hat früher gern Ferien gemacht. Aber heute hat sie keinen Mut, allein in den Urlaub zu fahren.

Die einzige Ablenkung, die sie sich gelegentlich leistet: das Kino. „Da taucht man unter in der Masse und im Dunkeln. Man ist allein. Und man weiß, daß man trotzdem nicht allein ist. Aber wenn man dann nach Hause kommt, ist alles noch viel schlimmer. Besonders am Sonntag."

Diese einsamen Sonntage, vor denen sie alle Angst haben, erleben heute mehr Frauen als jemals zuvor.

Von den 23 Millionen heiratsfähigen Frauen des Bundesgebiets leben rund 40 Prozent ohne Männer: 9 502 000. Fünf Millionen davon sind ledig, vier Millionen verwitwet oder geschieden. Den größten Prozentsatz der Einsamen gibt es in der Altersgruppe zwischen 20 und 50 Jahren: 3,4 Millionen. Darunter sind 600 000 Kriegerwitwen. Mehr als 40% dieser 3,4 Millionen leben auf dem Land. Für sie bleibt nicht einmal der Sprung ins Kino an der Ecke, wenn ihnen zu Hause „die Decke auf den Kopf fällt".

Der Krieg ist schuld — sagen die männerlosen Frauen anklagend. Der Zweite Weltkrieg hat das Opfer von rund drei Millionen deutschen Männern gefordert. Er hat die Frauen zu Kriegerwitwen gemacht und ihre Kinder zu Halbwaisen. Und er hat es den sogenannten „Mauerblümchen" fast unmöglich gemacht, auch noch einen Mann zu bekommen.

Dem Junggesellen zwischen 20 und 30 Jahren stehen heute — laut Statistik — 0,7 unverheiratete Frauen gegenüber. Dem Mann zwischen 30 und 40 Jahren — 2,5 Frauen. Dem Vierzig- bis Fünfzigjährigen 4,3 Frauen. Dem Fünfzig- bis Sechzigjährigen 4,1 Frauen. Und dem über 60jährigen 3,3 Frauen.

Die Männer zwischen 38 und 56 fehlen in der gegenwärtigen Alterspyramide am stärksten. Und die Ehechancen der Frauen im entsprechenden Alter sind geringer als jemals zuvor. Denn die älteren Männer suchen sich heute weit jüngere Ehefrauen als früher.

★

Sie ist unglaublich lebendig. Wenn sie spricht, spricht alles an ihr: ihre Augen, ihre Hände, ihre Gebärden. Sie ist Modeschöpferin, 45 und — glücklich. „Obwohl ich alleinstehend bin", sagt Katja Nieborg triumphierend. Sie lächelt: „Eine Frau, die allein ihren Mann steht, die Erfolg im Beruf und Glück in der Liebe hat, ist nicht einsam. Die alleinstehende Frau hat sich ihr Schicksal selbst gewählt. Sie sucht nicht nach Wärme und Geborgenheit bei einem Ehemann. Sie schafft sich ihren Schutzwall selbst. Ihr Zuhause, ihre Karriere im Beruf — und ihre Einsamkeit."

„In meinem Modesalon, den ich mir aus eigener Kraft aufgebaut habe, laden meine Kundinnen alle ihre privaten Katastrophenmeldungen ab", erzählt Katja. „Ich bin dann jedesmal froh, daß ich selbst mit Haushalt, Kindersorgen und den vielen Problemen um den Herrn des Hauses nichts zu tun habe. Ein Mann wäre mir auf die Dauer nur lästig ..."

Die temperamentvolle Rheinländerin ist eine Karriere-Frau, die zu den 600 000 weiblichen Unternehmern in Deutschland gehört. Sie wird mit Einladungen überhäuft, ist fast jeden Abend unterwegs, spielt Golf und verbringt ihren Urlaub bei Freunden im Ausland. Eine beneidenswerte Frau?

Beneidet jedenfalls von einsamen Frauen wie Hilde B., die in Berlin als Arbeiterin am Fließband steht. Hilde ist 38 Jahre alt, aber sie glaubt seit langem, daß für sie der Weg ins Glück versperrt ist. Vielleicht wird die Gewerkschaft ihren Stundenlohn einmal um ein paar Pfennige heraufdrücken. Aber auch dann würde es sich nicht lohnen, weiterzuleben ... Dreimal hat Hilde B. schon versucht, ihr Leben zu beenden.

Hunderte von Frauen glauben, keinen Ausweg aus ihrer Einsamkeit zu sehen. Jährlich wählen in der Bundesrepublik über 2000 „Einsame" den Freitod.

„Es gibt einen Frauentyp, der ohne Geborgenheit, ohne Anlehnung an einen Menschen nicht leben kann", schreibt die Psychologin Dr. Gerda Volkmann. „Tragisch ist, daß diese Frauen oft selbst ihre Einsamkeit schaffen, unter der sie zugrundegehen. Konsequent lehnen sie jeden Mann ab, der für sie als Partner in Frage kommen könnte. Immer wieder höre ich Argumente wie ‚Die Männer sind doch alle gleich', ‚Die taugen alle nichts', ‚Sie wollen immer auf dasselbe hinaus', ‚Es kommt ihnen nur auf eine Wohnung an' oder ‚Er hat es auf meine Rente abgesehen'. Manchmal ist es schwer, einsamen Frauen zu helfen, ihnen einen Rat zu geben."

Gerda Volkmann folgert daraus: „Man muß die Einsamen auffordern, ihre Passivität aufzugeben. Man muß sie für ihr Schicksal selbst verantwortlich machen. Man muß ihnen begreiflich machen, daß es ein Mißverständnis ist, wenn sie glauben, daß die Frau von heute nicht aktiv sein darf. ‚Weiblich' ist eben nicht mehr mit ‚untätig' gleichzustellen. Die weibliche Aktivität muß in Liebe und Partnerwahl genauso stark sein wie die männliche — sie darf eben nur nicht so auffällig sein ..."

REVUE hat Psychologen, Pfarrer, Frauen, Soziologen — und Junggesellen befragt. Lesen Sie in der nächsten Folge: „Bevor die Torschlußpanik kommt."

Waren die Ehen früher glücklicher?

Viele der von REVUE befragten einsamen Frauen klagten: „Ich habe Angst vor der Ehe. Vor einer Ehe, in der ich wieder allein bin. Denn unsere Männer lieben doch ihren Beruf mehr als ihre Frauen ..."

REVUE fragt daher ihre Leser: Waren die Ehen früher glücklicher?

Schreiben Sie REVUE, wie Sie es selbst oder bei Bekannten erlebt haben!



Sie hat alles, was eine Filter-Cigarette
weit über den Durchschnitt hebt:
Erlesene Tabake, würzig-reines Aroma,
sympathische, natürliche Frische –
die neue **MURATTI PRIVAT**

20 Stück DM **1,75**

Das Drama auf der Brücke von Gacheta: ein Unteroffizier erschoß den Führer der Rebellen und 122 Meuterer sahen zu



Ein toter Rebell liegt im Staub. Betroffen blickt der regierungstreue Todesschütze (r.) auf sein Opfer, während ein Priester für den Toten betet

Einer wollte sich nicht ergeben

schärfer rasieren





Richtiger Bart wächst in Wirbeln! Wessen Bart wächst schon so artig in Reihen, daß man ihn wie ein Kornfeld mähen könnte? Richtiger Bart wächst in Wirbeln. Deshalb erreicht man mit den kreisenden Philips Schermessern eine unübertroffene bartgerechte Rasur. Mit dem patentierten Philips System rasiert man alle Barthaare so, wie sie wirklich wachsen – kreuz und quer. Und Sie rasieren schärfer: Die Schutzstege der Schersiebe haben jetzt Gegenschliff, damit die wirbelnden Messer jedes Haar noch dichter an der Wurzel erfassen können.

Richtiger Männerbart braucht einen Philips!

Entweder: Den millionenfach bewährten Philips 120 R mit Scherkopf-Automatic, mit Reise-Etui zu **DM 59,–**

oder: Den Philishave 800, dessen gelenkige Scherköpfe sich jeder Form automatisch anpassen, mit Metallkassette zu **DM 84,–**



Fortschritt für alle

....nimm doch **PHILIPS**





Deprimiert beim Interview: der unfreiwillige Held des Tages

Mit der Pistole in der Hand schildert Unteroffizier Suarez das dramatische Geschehen auf der Todesbrücke: „Mit dem Fuß wollte Leutnant Escobar meine Pistole aus der Hand treten (1). Da schoß ich (2). Getroffen versuchte der Leutnant zu fliehen (3). Da schoß ich wieder (4) und traf ihn tödlich." Ein tollkühner Offizier war das sinnlose Opfer eines sinnlosen Putsches in der Republik, ein junger Unteroffizier zum unfreiwilligen Helden des Tages geworden

...öfter mal was Neues



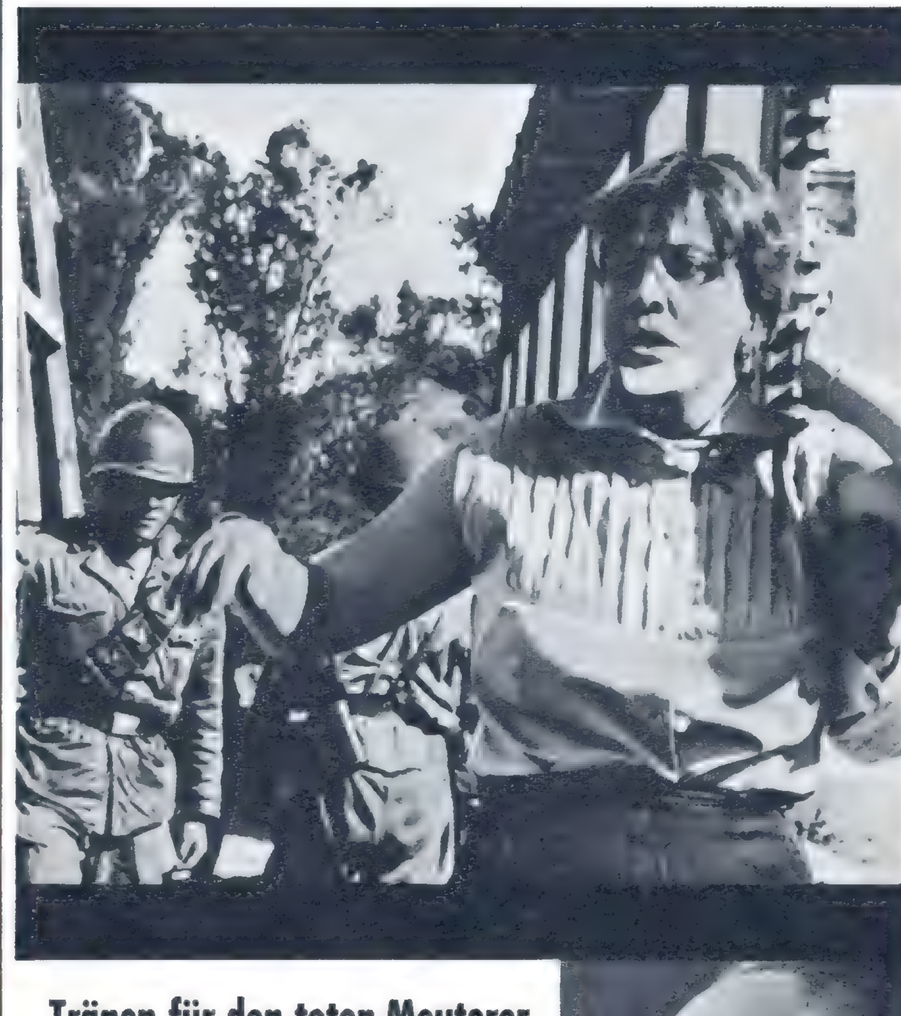
Einer wollte sich nicht ergeben

Um Himmels willen, Leutnant, zwingen Sie mich nicht zu schießen!" Diese Bitte ist fast ein Schrei. Mit ihm beschwört der Unteroffizier Agustino Suarez den Leutnant Enrique Escobar auf der Brücke von Gachetá. Dort, im Herzen von Kolumbien, steht er dem Offizier gegenüber. Eine entsicherte Pistole in der zitternden Hand. Die Antwort des Leutnants ist ein Fußtritt. Escobar will Suarez die Pistole aus der Hand treten. Da löst sich ein Schuß. Im Fallen dreht sich Escobar zur Seite. Ein zweiter Schuß streckt ihn zu Boden. „Hund" röchelt der Sterbende.

Mit diesem Fluch ihres Anführers endet die Meuterei der kolumbianischen Kompanie „Canton Norte". Sie ergibt sich der regierungstreuen Einheit, der Unteroffizier Suarez angehört. Die Meuterer strecken die Waffen. Einhundertzwanzig Mann formieren sich zum Marsch ins Gefängnis.

Sie hören nicht auf das gellende Rufen eines jungen Mädchens am Rande der Brücke, das sie anfeuert, Rebellen zu bleiben: „Kämpft! Kämpft wie Männer! Kämpft für die Revolution!"

Das Mädchen bricht weinend zusammen. „Stehen Sie auf", sagt ein Soldat,



Tränen für den toten Meuterer

Nach dem Tod des Leutnants Enrique Escobar versuchte seine Braut Inez Pelaez, die Meuterer mit gellenden Zurufen zum Widerstand anzufeuern. Vergeblich. Ihres Anführers beraubt, streckte die Kompanie die Waffen. Während sie sich den Regierungstruppen ergab, brach das junge Mädchen weinend zusammen. Inez Pelaez wurde verhaftet. Sie warf noch einen entsetzten Blick auf den erschossenen Bräutigam — dann wurde sie abgeführt





Lob für den Schützen

Der Sieg über die Meuterer auf der Brücke von Gachetá war ein Sieg des Staatspräsidenten Dr. Alberto Lleras (oben). Sein Land ist im ständigen Aufruhr. Fast täglich erheben sich Soldaten und Bürger; täglich fallen Menschen der Gewalt zum Opfer. Der Unteroffizier Agustino Suarez, der den Aufrührer erschoß, wurde für seine Tat belobigt (links). Auf Befehl des Staatspräsidenten Lleras wurde der regierungstreue Soldat von der Armee zum Unterleutnant befördert

„Sie sind verhaftet." Das Mädchen antwortet mit einem stummen Nicken. Es erhebt sich, läßt sich abführen. Dem Toten auf der Brücke von Gachetá gilt ein langer, letzter Blick. Das Mädchen heißt Inez Pelaez. Es ist die Braut des Erschossenen.

Mit Inez an der Spitze

Das Drama von Gachetá hat nur Minuten gedauert, die Meuterei nur wenige Stunden. Um Mitternacht hatte Leutnant Escobar die Kompanie auf dem Kasernenhof in der Hauptstadt Bogota antreten lassen. „Fertigmachen zum Manöver!" lautete sein Befehl. Kurz darauf rollten seine Soldaten auf fünf Lastkraftwagen und zwei Schützenpanzern aus der Stadt.

Man fuhr in Richtung Osten. Im Morgengrauen ließ Escobar in einem Wald, abseits der Hauptstraße, halten. Er gestand seinen Soldaten: Kein Manöver — Rebellion! Die Kompanie werde in die Rebellen-Provinz Tequendama fahren und den Kampf gegen die korrupte Regierung in Bogota aufnehmen.

Es gab keinen Widerspruch. Wie ein Mann erklärten sich die Soldaten zur Weiterfahrt, zur Meuterei, bereit.

Leutnant Escobar schoß dreimal mit seiner Pistole in die Luft — das verabredete Zeichen für zwei Verschworene: Alberto Cendales, Ex-Leutnant der Armee, wegen Aufruhrs bestraft und mit Hilfe Escobars aus dem Gefängnis geflohen. Das Mädchen war Escobars Verlobte, Inez Pelaez.

Zusammen mit Escobar setzten sie sich an die Spitze des Konvois und fuhren los. Richtung: Tequendama.

Das Ausrücken der Kompanie aus Bogota war der mißtrauischen Regierung nicht verborgen geblieben. Mit Hubschraubern nahm sie die Verfolgung der Meuterer auf. Ein schneller Verband heftete sich an ihre Fersen.

An der Brücke von Gachetá war Escobars Einheit eingeholt. Es gab keinen Kampf. Es gab nur den Zwischenfall mit dem Unteroffizier. Escobar fiel. Leutnant Cendales aber verunglückte tödlich, als er mit einem Schützenpanzer ausbrechen wollte.

Im Schatten des Kubaners

Kolumbien ist so groß wie die Bundesrepublik und hat 14 Millionen Einwohner. Von seinen Bewohnern sind in den letzten 12 Jahren 400 000 Menschen dem Aufruhr zum Opfer gefallen. In dem Land herrscht die „Violencia", die Gewalt — die Gewalt der Rebellion und die Gegenschläge der Regierung.

Diese „Violencia" ist vor allem nach der Revolution auf der 900 Kilometer entfernten Insel Kuba schlagartig angestiegen. In den ersten Monaten dieses Jahres zählte man zehn Tote pro Tag.

In Bogota sitzt die Regierung. Dort übt sie die Gewalt aus. Aber wenige hundert Kilometer östlich davon beginnt die Rebellen-Republik Tequendama. Dort herrschen die Aufrührer mit eigener Polizei und eigener Gerichtsbarkeit. Ihr Rückhalt sind die Bauern. Der Großgrundbesitz wurde dort enteignet. Die Bauern arbeiten auf Rebellen-Kolchosen. Wo die Regierung herrscht, gibt es für die Armen keinen wirtschaftlichen Aufstieg. Ihre Hoffnung ist die Revolution.

Ihre Hoffnung ist auch jener bärtige Riese auf der Zuckerinsel, der zum „Messias" aller Unwissenden und Armen Südamerikas zu werden droht. Sein Schatten liegt auch über der Brücke von Gachetá und den frischen Gräbern der Meuterer Escobar und Cendales: Fidel Castro.

— ENDE —

Auf einer Wohltätigkeits-Party in Hollywood spielte Jayne Mansfield:

Süßes Leben für die Armen





Von großen Roben zu guten Taten animiert: Corinne Calvet (oben), im tiefdekolletierten Spitzenkleid, erschien Hand in Hand mit ihrem Ex-Ehemann. Ziva Rodann (unten) hatte den Blickpunkt mehr auf den Rücken verlegt...





Wo Jayne Mansfield mitspielt, tut







Süßes Leben im Plastik-Planschbecken: Nach der Champagner-Dusche (mit Fernsehstar Carl Reiner) zeigte die Mansfield nur noch Beine

Die Stars von Film und Fernsehen feierten eine Nacht lang im vornehmen Beverly Hilton Hotel in Hollywood. Und sie zahlten willig die hohen Eintrittspreise, um sich im Glanz einer guten Tat sonnen zu können — denn der Reinerlös dieser Party war für arme und kranke Kinder bestimmt. Die Rechnung ging auf, bis sich Jayne Mansfield auf der Bühne produzierte. Mit einer Persiflage auf das „Dolce Vita" in Amerika stahl sie der Wohltätigkeit die Schau. Platinblond und kurz geschürzt machte Jayne in eigener Sache Reklame. Sie hat es nötig. Denn schon seit Monaten hat der Film sie aufs Abstellgleis geschoben

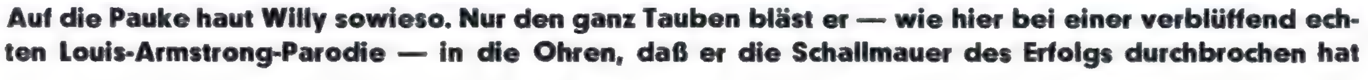
sich was: Auch diese parodistische Liebesszene gehörte zu ihrem wohltätigen Auftritt im Beverly Hilton Hotel



„Hoppla, jetzt kassiere ich!" ist das Motto dieses Berichts und gleichzeitig ein Glückwunsch für Willy Millowitsch, dem es gelang, aus der Wanderbühne seiner Väter eine Attraktion des Deutschen Fernsehens zu machen

Er wettert, stampft, tobt, lacht, brüllt und schneidet Grimassen. Unter einem deftigen, graumelierten Schnauzbart verzapft er ebenso deftigen Klamauk. Die Bretter, die seine Welt bedeuten — die Millowitsch-Bühne an der Aachener Straße in Köln —, ächzen unter seinen Sprüngen. Das Publikum ächzt vor Lachen. Die seriöse deutsche Theaterkritik ächzt auch — weil sie es noch immer nicht verdaut hat, daß ein schlichter, wenn auch uriger Possenreißer von ausgesprochen rheinischem Lokalkolorit werden konnte, was er nun geworden ist: Westdeutschlands Fernseh-Zugnummer eins, Schallplatten-Bestseller und Filmstar mit einer Kar-

Fortsetzung übernächste Seite



Auf die Pauke haut Willy sowieso. Nur den ganz Tauben bläst er — wie hier bei einer verblüffend echten Louis-Armstrong-Parodie — in die Ohren, daß er die Schallmauer des Erfolgs durchbrochen hat

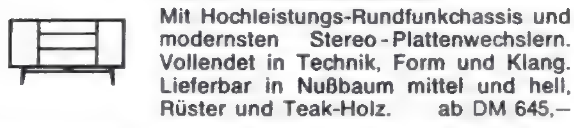
Klamauk für Millionen

62er Modelle

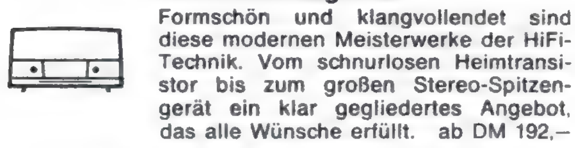


Fernseh-Weitempfänger
Das Bild ist gestochen scharf, brillant, kontrastreich und so lebensecht, wie es jeder Fernsehgerätebesitzer wünscht. Optimale Betriebssicherheit und Lebensdauer durch neues Kühlzonenchassis. Das ist für viele, viele Jahre eine ungetrübte Fernsehfreude. ab DM 968,–

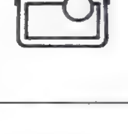
Stereo-Konzertschränke
Mit Hochleistungs-Rundfunkchassis und modernsten Stereo-Plattenwechslern. Vollendet in Technik, Form und Klang. Lieferbar in Nußbaum mittel und hell, Rüster und Teak-Holz. ab DM 645,–



HiFi-Rundfunkgeräte
Formschön und klangvollendet sind diese modernen Meisterwerke der HiFi-Technik. Vom schnurlosen Heimtransistor bis zum großen Stereo-Spitzengerät ein klar gegliedertes Angebot, das alle Wünsche erfüllt. ab DM 192,–



Volltransistor-Empfänger
Ideal für Reise, Urlaub und Heim. Diese in Technik und Ausstattung vorbildlichen Geräte gelten als Bestseller des Weltmarktes. Empfangsstark, solide und von ungewöhnlich guter Klangqualität. ab DM 89,–



Tonbandgeräte
Moderne Vierspurgeräte von universeller Verwendbarkeit und mit ausgezeichneter Aufnahme- und Wiedergabequalität.
Die Aufnahme urheberrechtlich geschützter Werke ist nur mit Einwilligung der Urheber bzw. deren Interessenvertretungen möglich.

Stellen Sie hohe Ansprüche - verlangen Sie NORDMENDE

Es ist Ihr gutes Recht uneingeschränkt am Fortschritt teilzunehmen und auf nichts zu verzichten, was die moderne Technik bietet.
Was Sie auch kaufen, ob einen NORDMENDE-Fernseher, einen Stereo-Musikschrank, ein Rundfunk- oder Tonbandgerät oder einen NORDMENDE-Volltransistorkoffer – immer werden Sie bestätigt finden, daß Sie sich für ein Qualitäts- und Spitzenerzeugnis entschieden haben, das sich durch modernste Technik, höchste Leistung und Betriebssicherheit sowie durch lange Lebensdauer auszeichnet.
Alle NORDMENDE-Geräte sind beste deutsche Wertarbeit, deshalb sind sie in aller Welt so beliebt und begehrt.



Klamauk für Millionen

riere, deren Höhepunkte noch nicht abzusehen sind . . .

Der Erfolg des Willy Millowitsch aus Köln ist aus drei Gründen einmalig. Erstens, weil er gegen das Naserümpfen der „Leute vom Bau" direkt auf der Woge der Publikumsbegeisterung errungen wurde. Zweitens, weil er auf einen Ast schauspielerischer Tradition gepfropft wurde, der schon lange als verdorrt und abgestorben galt: nämlich auf der Tradition des Schwanks, der Wanderbühne, einer Zeit also, in der es noch hieß: „Hängt die Wäsche weg, die Schauspieler kommen!" Drittens, weil sich jener Willy Millowitsch das alles nicht als zugkräftige Masche in einem abstrakten Gehirn ausgeheckt hat, sondern weil er nichts anderes fortführt, als was in seiner Familie seit mehr als 150 Jahren sowieso gang und gäbe war. Mit anderen Worten, weil er ein Original ist. Und zwar ein gewachsenes.

Die Millowitschs werden in der Stadtchronik von Köln zum erstenmal Ende des 18. Jahrhunderts erwähnt. Und seither bleiben sie untrennbar mit der Geschichte der Stadt, die sich jener erste Franz Andreas Millowitsch zur Wahlheimat gemacht hat, verbunden. Von



Willy Millowitsch: Lacherfolg in jedem Kostüm. Mit offenem Hemd in einer seiner ersten Filmszenen, zusammen mit Harald Paulsen. Mit zugeknöpftem Mieder als Charleys Tante (unten)

Aus der Ahnengalerie





Zwei Generationen

der „Heimatbühne Millowitsch" treten auf diesen Bildern an die Rampe. Oben: Vater Peter Millowitsch holte Sprößling Willy schon als Säugling auf die Bühne. Die Großmutter väterlicherseits (rechts) erlebte noch die große „Modernisierung" des Familienunternehmens, als man sich vom Puppentheater auf eine Menschenbühne umstellte

REVUE-Bericht von Heinz Hering und Walter Arrau

ihm weiß man nicht viel mehr, als daß er drei Söhne gehabt hat, von denen einer Gewürzkrämer, einer Steinmetz und einer Marionetten-Spieler geworden ist. Aber der Puppenspieler prägt von nun an unwiderruflich die Tradition der Familie. Sein Sohn Kaspar, Willy Millowitschs Urgroßvater, übernimmt die Puppenbühne, damals ein dürftiges Geschäft, und er beweist sehr bald: Not macht erfinderisch.

Er schlägt sein Zelt dort auf, wo heute die Deutzer Brücke steht. Dort legten damals die Schiffe an. Mit seinem „Hännesche-Theater" — die rheinische Version des Kasperles — vertrieb er den wartenden Passagieren die Zeit und kam dabei auf seine Kosten. „Tünnes und Schäl", die traditionellen Kölner Witzfiguren, wurden von Urgroßvater Millowitsch zum erstenmal bühnenmäßig festgelegt und feierten an der Deutzer Brükke saftige Triumphe.

Wilhelm Millowitsch, der Großvater, geht mit der Zeit. Er wittert das Ende voraus, da man mit „Hännesche" an der Deutzer Brücke keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken kann, und faßt den einschneidenden Entschluß, das Familien-Puppenspiel auf eine „Menschenbühne" umzustellen. Erst jetzt wird es ein totaler Familienbetrieb. Onkel, Tanten, Schwestern, Brüder und natürlich wie immer die eigenen Kinder werden in sämtliche Rollen verplant. Die Stücke schreibt sich der Alte gleich selber. Das heißt, er greift auf bewährte klassische Muster zurück wie den „Freischütz", den „Zigeunerbaron", „Heimat" von Sudermann, und parodiert sie so lange, bis sich die Balken biegen im johlenden Haus. Ja, ein Haus hat man nun auch. In der Schildergasse. Wenn auch nur gepachtet. Wilhelm Millowitsch

Lesen Sie weiter auf Seite 84



Für flinkes Waschen:
HOOVER! Denn in einer Stunde
ist der Waschtag vorüber.

Schonend und pflegend –
so wäscht OMO all Ihre Wäsche.

Dazu das Vollwaschmittel OMO.
OMO wäscht
mit unermüdlicher
Waschkraft!

OMO
aktuelles Vollwaschmittel

HOOVER

Di[illegible]kombination:
fo[illegible] und handlich,
so[illegible] und überall waschbereit!

Mit HOOVER und OMO
reine, weiche, weiße Wäsche –
Wäsche, um die man Sie beneiden wird!

Flink und gründlich waschen mit



und



Sensationsprozeß Bauer

Am Ende aller Gier



Ein Bericht von Peter Martin Deusel

Zauber der „großen Welt": Josette Bauer steht im Mittelpunkt, als sie im Sommer 1958 in Cannes vor einem versnobten Publikum zur „Königin des Abends" gekürt wird. Gesucht wurde die „eleganteste Frau mit dem elegantesten Wagen". Beides zahlte Ehemann Dicky: Josettes Eleganz — und den Wagen

Das Spiel ist aus, das „süße Leben" zu Ende. Geschworene haben sie für schuldig erklärt, Richter verurteilt: Richard (Dicky) Bauer (29) und seine Frau Josette (25). Aber verdammt haben sie sich selbst. Sie kannten nur ein Ziel: die Gier nach dem Leben. Sie opferten diesem Ziel ein Vermögen — und einen Menschen: Léon Geisser, den reichen Genfer Industriellen, den Vater der Josette.

Er mußte sterben, damit Richard und seine Frau weiterführen konnten, was sie „Leben" nannten. Denn Geisser wollte heiraten, zum zweitenmal — und damit war die Erbschaft für Josette gefährdet: eine halbe Million Franken.

Damals, im November 1957, kennt man dieses Motiv noch nicht. Dicky Bauer selbst erscheint bei der Polizei und setzt eine Belohnung aus: 1500 Franken. Die Mordkommission arbeitet auf Hochtouren, ohne Ergebnis — bis eine Spur auftaucht: Waffenhandel. Fotos von Interpol treffen ein. Sie zeigen Männer, die mit Waffen schieben. Zwei Zeugen deuten auf eines der Fotos. Es läßt sich leicht feststellen: der Mann war in Geschäfte mit Léon Geisser verwickelt.

Und dann ticken die Fernschreiber: „Gesucht wird der 35jährige George Berthier, alias Dubrovsky, alias Miller . . ."

Vier Tage später wird Berthier in Zürich gefaßt. Selbst die Pessimisten unter den Beamten der Genfer Mordkommission sind jetzt sicher, daß der „Fall Geisser" gelöst ist . . .

★

Der untersetzte, dunkelhaarige Mann im zu eleganten Straßenanzug, der aus der Untersuchungshaft in das Vernehmungszimmer der Genfer Kriminalpolizei geführt wird, kommt aus der Unterwelt. So wirkt es fast symbolisch, wenn er im ersten Moment die Augen zusammenkneift, als blendete ihn plötzlich das Licht. Sonst wirkt er ruhig, gelassen, sicher, ganz ein Herr, der von der Polizei belästigt wird, aber nichts zu verbergen hat.

Der Chef der Mordkommission begrüßt ihn mit einer winzigen Verbeugung, deutet auf den Stuhl: „Nehmen Sie Platz, bitte." Der Festgenommene setzt sich, ohne Eile oder Erleichterung zu zeigen. Er sieht aus wie ein Mann von fünfunddreißig, hat eine Narbe am linken Ringfinger und schütteren Haarwuchs. Die Personenbeschreibung der Fahndung stimmt zwar, trotzdem wirkt der Festgenommene feiner, persönlicher. Dieser Mann, der vor einem Jahr wegen Verdachtes der subversiven Tätigkeit aus der Schweiz ausgewiesen und vor einem Tag in Zürich festgenommen wurde, ist im übrigen ein lebender Beweis für die sprichwörtlich gute Tüchtigkeit der eidgenössischen Fremdenpolizei — aber keiner, daß er auch der Täter im Mordfall „Geisser" ist.

„Wie fühlen Sie sich, Monsieur Berthier?" fragt der Beamte, ohne ironisch zu werden, „oder soll ich Sie lieber ‚Dubrovsky' nennen oder ‚Miller'? Was ist Ihnen lieber, wie heißen Sie nun eigentlich. Sagen Sie es mir doch."

Der Verdächtige schüttelt den Kopf. Er lächelt knapp. Die wasserhellen Augen kontrastieren zu seinen dunklen Haaren. Seine Augen wirken kalt.

„Wissen Sie, warum Sie festgenommen wurden?" fragt der Beamte dann sachlich weiter.

„Ich kann es mir denken", versetzt der Mann mit den vielen Namen.

„Und?"

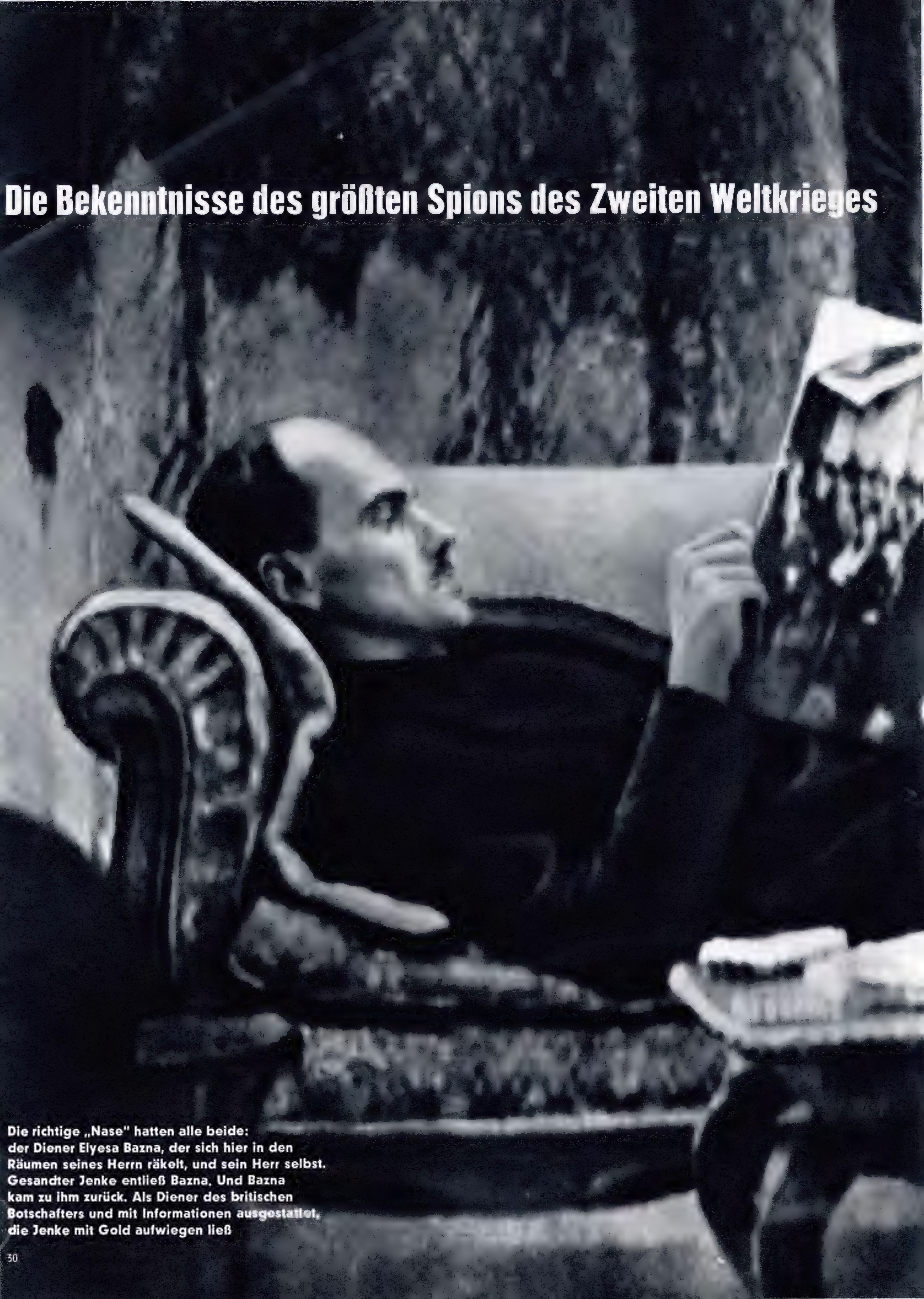
„Wegen illegalen Aufenthaltes in der Schweiz."

„Erraten."

Der Beamte zündet sich eine Zigarette an, sieht sich um, als müsse er sich erst in seinem eigenen Büro orientieren. Einem Raum, der aussieht wie alle Polizeizimmer in allen Ländern der Erde: kahl bis auf einen Kunstdruck an der hellen Wand, Schreibtische, Stühle, nackter Boden. Das ist die Atmosphäre dieses Raumes, der vielleicht etwas heller und etwas größer ist als andere, sonst aber genauso nach Terpentin, nach Tränen, nach Lügen, nach Blut riecht . . .

„Kennen Sie Genf?" fragt der Chef der Mordkommission im Plauderton.

Lesen Sie weiter auf Seite 80



Die Bekenntnisse des größten Spions des Zweiten Weltkrieges

Die richtige „Nase" hatten alle beide: der Diener Elyesa Bazna, der sich hier in den Räumen seines Herrn räkelt, und sein Herr selbst. Gesandter Jenke entließ Bazna. Und Bazna kam zu ihm zurück. Als Diener des britischen Botschafters und mit Informationen ausgestattet, die Jenke mit Gold aufwiegen ließ

Ich war Cicero

Aufgezeichnet von HANS NOGLY



Sie nannten ihn Cicero. Sein Name: Elyesa Bazna, sein Beruf: Kammerdiener. Sein ganzes Leben war Elyesa Bazna nichts anderes als Diener: Diener beim jugoslawischen Botschafter, Diener beim Militârattaché der US-Botschaft, Diener beim deutschen Gesandten Jenke, dem Schwager Ribbentrops. Ein Diener, ein Kawaß, ein Nichts: das war die bittere Summe seines Lebens, die Elyesa Bazna zog, an jenem Apriltag des Jahres 1943, in der Halle des vornehmen Ankara-Palas ... Elyesa Bazna, der den Traum vom reichen Leben träumte, weil er — noch — ein armer Mann war ...

Aber an jenem Apriltag 1943 begann sein zweites Leben: sein Leben als Spion. Eine Zeitungsanzeige wies ihm den Weg. „Für den Sekretär der Britischen Botschaft wird ein Chauffeur gesucht ..."

Elyesa meldet sich bei Mr. Busk — und wird engagiert. „Aber", so berichtet Cicero selbst, „es war mir klar geworden, daß ich im Hause Busk nicht das erreichen konnte, was ich wollte. Mein Ziel war die Britische Botschaft. Eines Tages fragte mich mein Chef, ob ich Interesse hätte, Kammerdiener bei Sir Hughe, dem Botschafter, zu werden. ‚Ich würde mich glücklich schätzen', entgegnete ich bescheiden. ‚Wir fahren in einer halben Stunde in die Botschaft', sagte Mr. Busk, ‚halten Sie sich bereit.' Ich verließ das Arbeitszimmer Mr. Busks und nahm ein heißes Bad ..."

★

Es war angenehm, in der Wanne zu liegen und sich auf die kommende Begegnung mit Seiner Exzellenz, dem britischen Botschafter, zu konzentrieren. Ich lehnte mich zurück, das heiße Wasser belebte mich. Ich pflegte, wenn ich badete, die wohlriechenden Salze von Mrs. Busk zu benützen. Ich sah die blitzenden Spiegel, die Flakons mit den Parfüms, die Mrs. Busk gehörten und deren Duft ich an Mara, meiner Freundin, so schätzte. Ich träumte den Traum von einem eigenen Badezimmer mit Luxusausstattung.

Mara massierte mir Schultern und Nacken. Ich schloß die Augen und genoß das Spiel ihrer Finger.

Sie sagte: „Der Botschafter ist 57 Jahre alt. Ein eleganter Mann. Er soll sein Personal anständig behandeln ..."

Ich hörte Maras Informationen stumm zu.

Ich wußte bereits einiges über Sir Hughe Knatchbull-Hugessen. Er war am 26. März 1886 geboren. Eton-Schüler, Oxford-Student. Als junger Beamter

CICERO

des Außenministeriums war er es gewesen, der am 3. August 1914 um Mitternacht jenes Telegramm hatte aufgeben müssen, das die Kriegserklärung an Deutschland enthielt. Seit Ende Februar 1939 war Sir Hughe Botschafter in Ankara. Dazwischen lagen Jahre des Dienstes in China, in Persien, in Belgien.

Mara sagte: „Er soll wundervoll Klavier spielen, und malen soll er auch ganz herrlich ..."

Es war mir angenehm, einen offenbar feinsinnigen und kunstverständigen Herrn zu bekommen. Mißtrauen und Aufmerksamkeit sind nicht die Eigenschaften solcher Charaktere.

Mara hatte Mrs. Busk geschickt über den Botschafter ausgefragt.

„Du mußt jetzt gehen", murmelte sie. Sie fügte nach einem Zögern hinzu: „Wir sehen uns doch oft, ja?"

„Aber ja."

Wir waren sehr vertraut geworden miteinander. Als Kinderschwester war es ihre Aufgabe, das Baby der Busks zu baden und zu pflegen. Ich war der einzige, der außer dem Baby diese Wohltat von ihr empfing.

Und ich wußte schon jetzt, daß ich in ihr, notfalls, eine Helferin gefunden hatte ...

Ich verließ das Badezimmer als erster, schaute den Flur entlang und gab Mara ein Zeichen, daß niemand zu sehen wäre.

Als ich vors Haus trat, stand Mr. Busk, der Erste Botschaftssekretär, bereits neben seinem Wagen.

„Du hast dich wohl gebügelt, um einen guten Eindruck zu machen", sagte er mürrisch.

„Monsieur", erwiderte ich höflich, „mein Bartwuchs erfordert zweimalige Rasur täglich. Ich mochte Seiner Exzellenz nicht durch Stoppeln mißfallen."

Ich öffnete den Wagenschlag und ließ Mr. Busk einsteigen. Dann setzte ich mich hinters Steuer.

★

Ich vermied es, in Schweiß zu geraten. Ich tat jede Bewegung langsam, damit meine Hände nicht anfingen zu zittern. Ich hatte Angst. Jeder mußte mir in diesem Augenblick ansehen, daß mir nicht zu trauen war.

Aber der Botschafter blickte nicht auf, als Mr. Busk, sein Erster Sekretär, mich zu ihm ins Arbeitszimmer führte. Sir Hughe Knatchbull-Hugessen fühlte nicht, daß ihm jetzt sein Gegner vorgestellt werden sollte. Wenn es einen sechsten Sinn gibt, so besaß er ihn nicht. Jedenfalls nicht seinem künftigen Diener gegenüber, der weit unter seinem gesellschaftlichen Niveau stand. Ich war für ihn Staubtuch und Kleiderbürste. Die Furcht verließ mich mit einem Schlag.

„Sir, das ist Elyesa ...", sagte Mr. Busk.

Sir Hughe sah mich kurz an, nickte, winkte Mr. Busk zu sich. Er reichte ihm ein Aktenstück. Sie wechselten bedeutungsvolle Blicke. Sie schienen sich einig zu sein über die Wichtigkeit des Dokuments.

„Ich werte es bis morgen früh aus", sagte Mr. Busk.

Also würde er die Akten mit nach Hause nehmen. Andererseits war er heute abend zu einer Party beim sowjetischen Handelsattaché eingeladen. Ich hatte deswegen am Vormittag noch Mr. Busks Smoking aufgebügelt.

Mr. Busk barg das Dokument in seiner Aktentasche. Ich sah nicht hin. Er verließ den Raum. Ich wußte, daß ich das Dokument, das er bei sich trug, heute noch lesen würde.

Ich stand wie erstarrt auf dem kostbaren Teppich, bereit, die Musterung meines künftigen Herrn über mich ergehen zu lassen. Es war ein hoher Raum, geschmackvoll ausgestattet. Eine geschmackvolle Tapete, eine geschmackvolle Clubgarnitur, ein geschmackvoller Arbeitstisch mit einem geschmackvollen Gentleman dahinter, der nicht hustete, sondern hüstelte, der nicht lachte, sondern lächelte, der nicht die Fäuste ballte, sondern die Fingerspitzen überlegend aneinanderlegte. Eine schmale Erscheinung, ein schmales Gesicht, hohe blaße Stirn, gestutzter Schnurrbart. Er würde leicht gekränkt sein, wenn er einmal von meinem Verrat erführe, ärgerlich dagegen würde er nur werden, wenn ich ein Stäubchen am Ärmel seines Cuts übersähe.

Es war nur eine kurze Prüfung, die er mit mir vornahm. Er verließ sich auf die Empfehlung seines Ersten Sekretärs.

„Wann können Sie anfangen?" Er hatte eine leise, angenehme Stimme. Sicher sang er manchmal heimlich romantische Lieder, wenn er am Flügel saß.

„Auf der Stelle, Exzellenz", antwortete ich.

★

Der Butler, er hieß Zeki, mußte mir das Haus zeigen. Die Residenz des Botschafters lag an den Hügeln von Cankaya. Ein weitläufiges Gebäude, ein englischer Herrensitz am Rande der anatolischen Steppe. Gleich nebenan war die eigentliche Botschaft. Ich erfuhr jedoch, daß Sir Hughe es liebte, mehr in seinem privaten Arbeitszimmer als in der Botschaft zu arbeiten. Er bewahrte wahrscheinlich dort auch geheime Akten auf.

Das Arbeitszimmer lag im ersten Stock. Genau darunter befand sich die Küche. Aber der Teppich, auf dem ich im Arbeitszimmer gestanden hatte, würde meine Schritte dämpfen. Niemand würde hören, wenn sich in der Abwesenheit Sir Hughes jemand in seinem Arbeitszimmer bewegte. Das war meine erste Überlegung.

Neben der Küche im Erdgeschoß befanden sich die Zimmer der Angestellten, auch der kleine bescheidene Raum, der mir zugewiesen wurde.

Ich achtete auf die Entfernungen zwischen den Räumen.

Die Korridore in den einzelnen Stockwerken waren lang. Vom Erdgeschoß führten zwei Treppen nach oben — ich würde die Wahl haben! Im Erdgeschoßflur hingen zwei Gemälde, eins, das König Georg VI. darstellte, das andere zeigte die Königin. Von welcher Treppe ich auch immer in mein Dienstzimmer eilen müßte, eins der Gemälde würde auf meinem Weg liegen. Notfalls ließe sich — müßte es sein — etwas hinter den Bildern verstecken.

Im zweiten Stock befanden sich die getrennten Schlafzimmer des Ehepaares Knatchbull-Hugessen sowie das Schlafzimmer ihrer Tochter und die verschiedenen Badezimmer der Herrschaften.

Ich war sicher, daß Seine Exzellenz der Typ war, der mit Genuß badete. Darin waren wir uns, so sehr es ihn kränken mag, ähnlich. Da es meine Aufgabe war, ihm das Bad zu richten und ihm hinterher beim Ankleiden behilflich zu sein, würde ich dazwischen Zeit finden, den Safeschlüssel, den er sonst immer bei sich trug, an mich zu nehmen. Das war meine zweite Überlegung.

Der Butler übergab Schlafzimmer und Kleiderschränke in meine Obhut. Dann ließ er mich allein.

Auf dem Ankleidetisch lag eine angefangene Federzeichnung. Sie zeigte den Blick aus dem Fenster des Schlafzimmers hügelabwärts über die Stadt. Ich bewunderte die leichte Hand, die diese Zeichnung gemacht hatte. Sir Hughe war ein Künstler.

Ich trat ans Fenster, öffnete es, die Zeichnung in der Hand. Tief atmete ich die angenehme Luft ein. Der Herbst ist Ankaras schönste Jahreszeit. Die brennende, alles ausdörrende, lähmende Hitze des Sommers ist vergessen. Tiefblau ist der Himmel, mild die Temperatur, erfrischend die Kühle des Abends.

Ich sah hinab auf die Pappeln am Fuß des Hügels, sah den Tennisplatz, der zur Botschaft gehörte. Wenn Sir Hughe sich dort sportliche Bewegung verschaffte, würde ich ebenfalls Zeit finden, meine Absichten auszuführen — meine dritte Überlegung.

Ich legte die Zeichnung beiseite und schloß das Fenster. Ich ging zum Nachttisch und öffnete das Schubfach. Ich fand Schlafmittel und war zufrieden. Ich schob das Fach zu.

Als ich mich umdrehte, stand eine schöne Frau in der Tür. Große, klare Augen, das Haar dicht an den Kopf gelegt, ein Mund, dessen Winkel skeptisch abwärts liefen.

„Sie sind der neue Kammerdiener?"

Ich verneigte mich.

„Ja, Mylady. Mein Name ist Elyesa."

Es war Lady Mary, Sir Hughes Gattin. Sie musterte mich kurz und ging dann stumm hinaus. Ich fühlte, daß ich vor ihr mehr auf der Hut sein mußte als vor dem Botschafter. Die Angst war wieder in mir.

Um mir Mut zu machen, nahm ich die Federzeichnung mit, als ich das Schlafzimmer verließ. Ich versteckte sie im Erdgeschoß hinter dem Bild König Georgs VI. Erst drei Tage später holte ich sie wieder hervor und legte sie an ihren alten Platz auf den Ankleidetisch. Seine Exzellenz hatte die Zeichnung weder vermißt noch überraschte ihn jetzt ihr erneutes Auftauchen. Er betrachtete sie nur verträumt.

Sicher machte er auch Gedichte. Ich fühlte mich ihm unendlich überlegen.

★

Es war fabelhaft, wie durchgedreht Mara war. Sie brannte wie Zunder. Jeden Gedanken an ihren Ex-Verlobten hatte sie abgestreift wie eine alte Haut. Sie hing öfter an meinem Hals als meine vierzehn Krawatten. Sie schien unzählige Arme zu haben wie ein Polyp. Ihre Phantasie im Ausdenken von Zärtlichkeiten kannte keine Grenzen. Sie tobte sich aus in der Zubereitung meiner Lieblingsspeisen.

An diesem Abend machte sie Baklava für mich, was auch die „türkische Wonne" genannt wird, eine Pastete, mit Mandeln, Pistazien oder Walnüssen gefüllt.

Wir waren in der Buskschen Küche. In einem Körbchen ruhte das Busk-Baby und schlief fest. Seine Eltern waren beim sowjetischen Handelsattaché.

Ich sah Maras geschickten Händen zu, wie sie die Zutaten mischte. Die Küchenlampe brannte kalt und grell, sie hatte die stärkste Birne aller Lampen im Haus.

Mara sagte: „Es ist lieb von dir, daß du gekommen bist ..."

Ich stand auf, nahm ein Tablett und sagte, ich käme gleich wieder. Ich eilte aus der Küche, lief durch das dunkle Haus.

Mr. Busk, der Erste Sekretär, hatte seine Gewohnheiten. Ich kannte sie.

Was ich suchte, fand ich in seinem Schreibtisch. Ihn zu öffnen, machte mir längst keine Schwierigkeiten mehr. Ich holte die Aktentasche hervor und entnahm ihr das Dokument, das Mr. Busk mit nach Hause genommen hatte. Die Aktentasche legte ich in den Schreibtisch zurück, das Dokument legte ich auf das Tablett, eine Serviette darüber. Auf dem Rauchtisch wußte ich eine Flasche Cognac. Ich nahm sie mit zwei Gläsern, brachte alles in die Küche.

Mara lachte: „Fein, daß du was zu trinken geholt hast."

Sie war nur enttäuscht, daß es kein Whisky war.

Ich stellte den Cognac beiseite, nahm die Serviette weg, legte das Tablett auf den Küchentisch, genau unter die Lampe.

Mara hörte auf, sich mit der Baklava zu beschäftigen. Sie sah mir mit aufgerissenen Augen zu.

Ich ging zu einem der Töpfe, die schräg in einer Halterung über dem Herd hingen. Ich entnahm ihm meine Leica. Es war ein alter Apparat, jener, mit dem ich bisher nur meine Kinder fotografiert hatte.

Ich fotografierte das Dokument. Seite für Seite. Ich mußte auf einen Küchen-

Fortsetzung übernächste Seite

Ein Kammerdiener hielt die Fäden in der Hand



Bespitzelt von Cicero: Sir Hughe Knatchbull-Hugessen — Botschafter, Pianist und Sonntagsmaler. Mißtrauen war ihm fremd, Kammerdiener Elyesa wußte, daß Lady Mary (rechts) gefährlicher für ihn — und seine „Arbeit" war



Beliefert von Cicero: Ludwig Moyzisch, Wirtschafts-Attaché der Deutschen Botschaft in Ankara und Geheimdienstmann mit direktem Draht nach Berlin. Er wickelte die Geschäfte mit Elyesa Bazna ab: Nachrichten gegen Geld



Begeistert von Cicero: Franz von Papen, der deutsche Botschafter in Ankara, war überzeugt von der Echtheit des Materials: „Form, Inhalt und Fassung konnten keinen Zweifel lassen, daß es sich um Originale handelte"



Besorgt über Cicero: Walter Schellenberg, Chef des Politischen Auslands-Geheimdienstes in Berlin, war durch Ciceros Hiobsbotschaften alarmiert: Die Türken gaben ihre Neutralität preis und schwenkten ins alliierte Lager um



Erleben Sie
mit jedem Zug,
wie gut
diese Cigarette
schmeckt!

FILTER CIGARETTES

Marlboro

King Size Filter
20 Stück DM 1,75

Moderne Menschen modernes Leben - Marlboro gehört dazu

Der berühmte Marlboro-Geschmack hat diese Cigarette in der ganzen Welt bekannt gemacht

CICERO

schemel steigen, um die Bilder senkrecht von oben machen zu können. Das Verfahren war umständlich, meine Haltung dabei lächerlich. Ich erkannte, daß ich mir ein anderes System einfallen lassen müßte.

„Ich habe es gewußt", murmelte Mara.

Ich achtete nicht auf sie. ich konzentrierte mich darauf, den Apparat scharf einzustellen.

Ich sagte beiläufig: „Willst du, daß die Türkei in diesen Krieg mit hineingezogen wird? Das willst du bestimmt nicht!"

Sie gab keine Antwort.

Meine Hände arbeiteten ruhig und sicher. Das verdankte ich allein Maras Gegenwart. In ihrer Anwesenheit kaltblütig und ausgekocht zu erscheinen, fiel mir leicht. Wenn ich vor ihr posierte, brachte mich die Angst nicht um.

Als ich fertig war, tat ich die Kamera in den Topf zurück, brachte die Akten zusammen mit dem Cognac, den wir nicht berührt hatten, wieder ins Arbeitszimmer und legte alles dorthin, wohin es gehörte.

Als ich dann in der Küche erschien, starrte Mara noch immer auf den Topf, in dem die Kamera war.

„Dort hätte sie niemand gesucht", flüsterte sie.

„Du kannst ruhig laut sprechen", sagte ich.

Ich hatte die Kamera erst vor einer halben Stunde in dem Topf versteckt — für alle Fälle, wenn die Busks vorzeitig zurückkommen sollten.

Mara war hochgradig erregt. Ihre Nervosität gab mir die Kraft, überlegen zu sein. Ich lächelte, und sie hielt mich für den Abenteurer, den sie in mir sehen wollte.

„Vergiß die Baklava nicht", sagte ich ruhig.

Als sie sich wieder an die Delikatesse machte, sagte sie aufgeregt: „Du gehörst zum türkischen Geheimdienst . . ."

Ich lächelte pausenlos. Ich war der Geheimdienst in Person, kaltschnäuzig, überlegen und vor allen Dingen geheim.

Ich hockte lässig am Küchentisch, und unter der Tischplatte zitterten meine Knie in nachträglichem Schock.

Ich hatte keine Zeit gehabt, die Dokumente zu lesen, die ich aufgenommen hatte. Erst später erfuhr ich ihren Inhalt.

Es war ein Memorandum, in dem die Briten zusammengestellt hatten, was die Amerikaner bisher den Russen an Kriegsmaterial geliefert hatten:

„189 000 Feldfernsprecher,
670 000 Meilen Kabel,
45 000 Tonnen Stacheldraht,
10 500 Tonnen Leder,
4 Millionen Paar Stiefel,
4100 Flugzeuge,
2000 Panzer,
150 000 Maschinenpistolen . . ."

Es war eine endlose Liste, die den Deutschen, wenn sie sie im Besitz hätten, zeigen müßte, welche enormen Anstrengungen die Alliierten machten, um sich gegenseitig zu stärken.

Ferner war in dem Memorandum davon die Rede, daß Mitte Oktober 1943 eine Konferenz in Moskau stattfinden werde.

„. . . die Russen werden auf den Kriegseintritt der Türkei gegen Deutschland dringen. Wischinsky hat bereits erklärt, eine solche Aktion der Türkei werde 15 deutsche Divisionen von der Ostfront abziehen . . ."

Mara servierte mir Baklava, die türkische Wonne. Wir aßen mit großem Appetit. Ich umgab das Mädchen mit dem Zauber des großen Abenteurers, und neben uns schlief das Busk-Baby, dieses winzige Bündel britisches Leben.

Ich sagte: „Es ist die Gefahr, die mich reizt."

Ich sagte: „Manchmal ekelt es mich an, andere zu hintergehen. Es ist so gut, daß es dich gibt."

Ich sagte: „Ich tue das alles für mein Vaterland!"

Ich steigerte mich in einen Glauben an meine eigene Bedeutung und an meine Mission.

Mara fragte mich nur: „Liebst du mich?"

Ich antwortete: „Ja . . ." und ich glaubte es.

Ich war unverschämt und unsicher zugleich. Ich war voller Gier nach dem Ziel und voller Angst vor dem Weg, den ich gehen mußte, um es zu erreichen.

Als ich das Haus von Mr. Busk verließ, holte Mara die Kamera aus dem Topf und steckte sie mir zu, als wäre es ein galantes Geschenk von ihr, das ich erst vorm Einschlafen anschauen dürfte, damit ich dann noch einmal zärtlich an sie dächte.

Die Nacht war empfindlich kalt. Ich schlug den Mantelkragen hoch und ging eilig davon.

Am nächsten Morgen trat ich meinen Dienst bei Sir Hughe Knatchbull-Hugessen an.

★

Ich lebte wie im Zwielicht. Mein eigener Schatten war stets hinter mir her und trieb mich an. Um 7.30 Uhr hatte ich den Botschafter zu wecken und ihm ein Glas Orangensaft zu servieren. Es war mein Schatten, der sich über meine Schulter beugte und versuchte, auf dem Nachttisch britische Geheimnisse zu entdecken.

Es war eine schwarze Lederkassette, die dort lag, einem kleinen Handkoffer ähnlich.

Ich mußte dem Botschafter das Bad bereiten. Nach dem Wecken blieb er immer noch eine halbe Stunde im Bett und las — Zeitungen oder Papiere, die er der schwarzen Kassette entnahm.

Wenn er ins Badezimmer ging, sagte er mir, welchen Anzug er anziehen wollte. Ich hatte ihn aus dem Schrank zu holen, Knöpfe nachzusehen, ihn aufzubügeln, wenn er zerknittert war.

Ich ging zum Nachttisch, faßte nach der schwarzen Kassette: sie war verschlossen.

Als der Botschafter hinunter zum Frühstück ging, mußte ich die Kassette in sein Arbeitszimmer tragen, wo sie seine Sekretärin mir abnahm.

Der Botschafter frühstückte 20 Minuten. Sein Mittagessen dauerte 25 Minuten, das Abendessen höchstens eine halbe Stunde. Man konnte die Uhr stellen nach den Gewohnheiten Sir Hughes.

Nach dem Mittagessen spielte er regelmäßig eineinhalb Stunden Klavier im Salon. Vor dem Abendessen badete er noch einmal, während ich den Abendanzug bereitzulegen hatte. Stets erschien der Botschafter im Smoking am abendlichen Familientisch, während Gattin und Tochter Abendkleider trugen.

Ich paßte mich dem Rhythmus an, nach dem hier gelebt wurde.

Während der Mahlzeiten hatte ich nichts zu tun. Das Bedienen bei Tisch war Sache Mustafas. Nur wenn der Botschafter eine Party gab, mußte ich Mustafa helfen.

Ich beobachtete Mustafa. Er war gleichgültig und ergeben, ein heiterer Mensch ohne Gedanken. Er würde nie stutzig werden, und wenn ich gleich Sir Hughe betäubte und vor seinen Augen aus der Botschaft schleppte: Mustafa würde denken, das müßte so sein, und es hätte sicher seine Gründe.

Anders war es mit Manoli Filoti, Koch im Hause Knatchbull. Ein Steak-Künstler und Wichtigtuer. Er hantierte mit seinen Pfannen wie Toscanini mit seinen Philharmonikern, dämpfte dort ein zu starkes Brutzeln, kitzelte hier ein Schaschlik-Solo wach, und jedesmal wenn er ein Braten-Opus vom Feuer nahm, schien er zu lauschen, wo denn

bitteschön der rauschende Beifall des hingerissenen Hauses bliebe.

Manoli Filoti empfand sich als die rechte Hand Lady Marys und bürdete sich die zusätzliche Pflicht auf, aus seiner Welt der weichgekochten Frühstückseier und flambierten Kalbsnieren auch noch ein wachsames Auge auf uns übrige Kawassen zu werfen.

Er hatte sein Zimmer neben dem meinen. Zu meiner Beruhigung stellte ich fest, daß er nachts nicht da schlief. Er hatte Familie und eine Wohnung in der Stadt. Sicher fiel er seiner Frau damit auf die Nerven, wie er wieder einmal in der Küche die Probleme des britischen Weltreichs gelöst hätte.

Der Butler Zeki war nichts weiter als würdevoll. Alles, was unter seiner hocherhobenen Nase lag, mißachtete er. Er war zu sehr mit der Haltung seines Hauptes beschäftigt, als daß er Zeit gefunden hätte, auf mich zu achten.

Das war die Dienerschaft, mit der ich in Berührung kam und die auf mein Verhalten achten würde.

Die Sekretärin des Botschafters hieß Louise, eine nette Frau, korrekt und aufmerksam, ein Bild der Zuverlässigkeit wie der Panzerschrank, der in ihrem Büro stand. Ich betrachtete aufmerksam den Panzerschrank und lächelte Miß Louise zu, als gelte mein Interesse ausschließlich ihr. Sie reagierte gelassen und kühl und nahm mir die schwarze Lederkassette aus den Händen, die mir der Botschafter im Schlafzimmer übergeben hatte, um sie hinabzutragen.

Miß Louise schloß den Panzerschrank auf, und ich wußte nun, daß auch mit dem Safeschlüssel alles seine Ordnung und Regel hatte: tagsüber, während der Dienstzeit, hütete ihn Miß Louise, abends und während der Nacht befand er sich in der Obhut des Botschafters.

Miß Louise legte die schwarze Kassete in den Panzerschrank — neben rote Kassetten, die sich schon darin befanden.

Nach zwei Tagen in der Botschafter-Residenz war ich mir über Sinn und Zweck dieser roten und schwarzen Verhältnisse im klaren. Sie waren notwendig wegen der ausgeprägten Eigenheiten Sir Hughes, von denen er nicht abging.

In den roten Kassetten brachten Beamte ihm alle Akten, Memoranden, Dokumente, Telegramme, die der Botschafter selbst zur Kenntnis nehmen, bearbeiten oder auswerten mußte — also die wichtigsten. Sie brachten sie vom eigentlichen Botschaftsgebäude herüber in seine private Residenz, weil er es vorzog, hier zu arbeiten.

Was nicht gleich erledigt wurde, kam über Nacht in Miß Louises Panzerschrank. Dinge aber, die sich der Botschafter in Ruhe durch den Kopf gehen lassen wollte, Probleme, über denen er zu brüten beabsichtigte, wurden aus den roten in die schwarze Kassette gelegt, und Sir Hughe nahm sie mit in sein Schlafzimmer.

Ich kam zu der Überzeugung, daß ich etwas Seltsames entdeckt hatte: Zwar wichtige, aber nicht sonderlich vertrauliche Dinge wurden im Botschaftsgebäude aufbewahrt, gesichert durch eine komplette stramme CIC-Wache. Entscheidende Akten dagegen lagen tagsüber in roten Kassetten auf dem Botschafter-Schreibtisch in seinem Wohnhaus, wurden des Nachts in Louises Panzerschrank gelegt, der ein einfaches Modell war; und vor der Tür des Zimmers saß lediglich ein müder CIC-Mann, Baujahr 1894, klapprig vom ewigen Nachtdienst, ein schlechtsitzendes Gebiß im Mund, das pfiff, wenn er schweratmend einschlief.

Die geheimsten Unterlagen aber befanden sich in der schwarzen Kassette auf dem Nachttisch Sir Hughes. Und er beschäftigte sich zu später Stunde noch so intensiv damit, bis er nur mit Hilfe seiner Schlafmittel Ruhe finden konnte.

Ich erkannte, daß ich an der Quelle saß. Das Schlafzimmer des Botschafters war mein Reich!

*

Mein Dienerzimmer war eng, die Einrichtung sachlich. Ein Bett, ein Schrank,

CICERO

Tisch und Stuhl. Ich ergänzte die Einrichtung. Ich kaufte mir eine Hundert-Watt-Birne, die ich in die Nachttischlampe einschraubte. Ich kaufte vier Metallstäbe und einen Metallring. An dem Ring konnte ich meine Kamera festschrauben, und den Ring seinerseits konnte ich auf die Stäbe aufsetzen: ich hatte so ein Stativ, unter das ich legen konnte, was ich fotografieren wollte. Ansonsten führte ich die Stäbe und den Ring einer unauffälligen Verwendung zu, was ich mit einem gewöhnlichen Stativ nicht gekonnt hätte. Zwei der Stäbe waren im Kleiderschrank als Krawattenhalter befestigt, die zwei anderen steckte ich in von mir selbst verfertigte Buchsen in die Wand neben dem Waschbecken, so daß sie ins Zimmer ragten. Ich hängte Handtücher darüber oder meinen Waschlappen oder auch manchmal Socken zum Trocknen.

Der Metallring war im Alltag eine zusätzliche Zierde meines Aschbechers. Die genau markierten Vertiefungen, wo die Kamera festgeschraubt wurde, waren dann jene Einbuchtungen, wo brennende Zigaretten ruhen, wenn man sie am Becher ablegt.

Als letztes kaufte ich mir ein großes Stück Wachs.

*

Mara war mein Trost. Ich weinte mich bei ihr aus. Sie war so hübsch und bedenkenlos und für Zärtlichkeiten ein Faß ohne Boden.

„Warum kann ich nicht zufrieden sein!" fuhr ich sie an, als wäre es ihre Schuld. „Ich werde gut bezahlt, es ist meine beste Stellung bisher. Warum laß ich nicht die Finger von den anderen Dingen!"

Ich war wetterwendisch. Deprimiert oder überschäumend in raschem Wechsel.

Mara preßte meine Hand. Weil sie mich für den türkischen Patrioten hielt, an den ich schon selbst beinahe glaubte, machte sie es sich zur Pflicht, mich aufzurütteln. Ihre herrliche heisere Stimme flüsterte an meinem Ohr.

„Du mußt weitermachen! Ich hab' so Angst um dich! Aber du darfst jetzt nicht aufgeben!"

Sie hatte keine Ahnung, wovon sie sprach, aber sie redete weiter, und ich spürte ihre Lippen wie ein Streicheln.

„Du wirst es schaffen! Du bist wunderbar!"

Meine Stimmung schlug sofort um. Ich setzte ein eitles Lächeln auf und zog über den Botschafter her, dem ich zur Treue verpflichtet war.

„Du mußt ihn sehen, wenn er morgens aufsteht! Faltig wie eine Flanellhose. Aber er hängt sich wieder aus! Er schüttet den Orangensaft in sich hinein, den ich ihm ans Bett bringen muß, und seine Zellen füllen sich auf. Dann badet er, und wunderschön kommt er heraus, frisch für einen neuen, geistreichen Tag . . ."

„Wie du sprichst!" rief Mara.

Ich war einmal in Schwung. Ich zog drei Wachsstücke aus meiner Manteltasche und zeigte sie ihr.

„Was ist das?" fragte sie.

Mein Minderwertigkeitskomplex tobte sich in Prahlerei aus.

Ich sagte verächtlich: „Die Abdrücke der Schlüssel."

Ich erklärte ihr, wie es gewesen war . . .

. . . Seine Exzellenz war ins Bad eingetaucht. Er plätscherte genießerisch.

Ich bereitete seinen grauen Anzug im Schlafzimmer vor. Auf dem Nachttisch sah ich die Schlüssel: den Safeschlüssel, den Schlüssel für die roten Kassetten und den für die schwarze.

Ich machte die Abdrücke.

Ein bißchen Wachs blieb an einem der Schlüssel kleben. Ich ging zum Schrank, holte eins der Ziertaschentücher Sir Hughes und säuberte damit den Schlüssel, legte das Bund auf den Nachttisch zurück.

In diesem Augenblick kam er herein. In seinen Bademantel gehüllt. Er war so plötzlich da, daß ich keine Zeit hatte zu erschrecken.

Ich hielt das Ziertaschentuch prüfend hoch, drehte mich um, sah Seine Exzellenz an. Das Taschentuch war blütenweiß.

Ich sagte: „Es muß in die Wäsche, Exzellenz . . ."

Er nickte, aber er hatte nicht hingehört. Er sah sich um und entdeckte erleichtert die Schlüssel. Er nahm sie stumm an sich, steckte sie in die Tasche des Bademantels und ging.

Gleich darauf hörte ich ihn gurgeln. Ich wischte mir die Stirn mit dem Ziertuch.

Mara gegenüber aber prahlte ich.

Ich sagte: „Er gurgelt Koloratur. Du müßtest ihn hören . . ."

Ich betrachtete spöttisch die Wachsabdrücke.

Ich stellte mir vor, wie es gewesen sein mußte, als Sir Hughe beim Morgenbad eingefallen war, daß die Schlüssel zu seinen Geheimnissen offen herumlagen. Er mußte wie der Blitz aus der Wanne geschossen sein.

Ich grinste überlegen und sagte zu Mara: „Sir Hughe ist zu feinfühlig. Wenn er sich nicht die Zeit genommen hätte, den Bademantel überzuwerfen, wäre er gekommen, als ich die Schlüssel noch in der Hand hatte."

Ich saß mit Mara auf einer Bank im kleinen Park von Kavaklidere. Sie schmiegte sich an mich und flüsterte: „Weißt du, was ich mir manchmal wünsche?"

Ich sagte gelangweilt, ich wüßte es nicht.

Sie seufzte. „Ich wünsche uns eine kleine Wohnung, wo wir beide allein sind, wo wir glücklich sind, wo ich für dich da sein kann . . ."

Ich murmelte: „Wenn alles klappt, werden wir bald so eine Wohnung haben."

Die Leidenschaft, mit der sie mich darauf hin überfiel, riß mich aus meinen eigenen Gedanken. Ich stand auf.

Ich fragte sachlich: „Wann ist Mr. Busk mal wieder auf einer Party?"

„Übermorgen . . ."

Ich besuchte Mara zum angegebenen Termin. In Mr. Busks Schreibtisch fand ich ein Namensverzeichnis. Ich fotografierte es in der Küche.

Ich blieb die Nacht über in Maras Zimmer. Wir waren sehr glücklich, wenn wir auch leise sein mußten.

In der Tasche meines Mantels, der über dem Bettpfosten hing, steckte die Kamera. Ich hatte die Namensliste aller britischen Geheimagenten in der Türkei fotografiert.

Im Morgengrauen schlich ich aus dem Haus. Es war der Morgen des 26. Oktober 1943. Es wurde der entscheidende Tag. Ich beschloß, noch an diesem Abend der deutschen Botschaft mein Angebot zu unterbreiten.

Ich wünschte mir jetzt auch die kleine Wohnung, von der Mara gesprochen hatte.

*

Ich hatte Filme mit 52 Aufnahmen. Ich überlegte mir, welchen Preis ich verlangen sollte. An diesem Tag war ich Sir Hughe ein unaufmerksamer Diener. Der Gedanke an das Geld verwirrte mich. Ich mußte mich zusammennehmen.

Ich dachte: Ich werde 20 000 türkische Pfund verlangen! Die Summe berauschte mich. Ich dachte nicht einen Augenblick daran, daß die Deutschen mein Angebot ablehnen könnten.

Ich mußte sicher auftreten. Ich mußte vergessen, daß ich noch vor einem halben Jahr Kawass bei Botschaftsrat Jenke gewesen war. Es war entscheidend, daß ich glaubwürdig war. Sie mußten überzeugt werden, daß ich ein Spion und nie etwas anderes gewesen war. Es mußte ihnen vorkommen, als hätte ich alles von langer Hand vorbereitet.

Ungeduldig erwartete ich das Ende meines Dienstes bei Sir Hughe. Der 26. Oktober erschien mir als der längste Tag meines Lebens.

Es war 18 Uhr, als ich die britische Botschaft verließ. Ich hatte die Filme bei mir.

*

Der Pförtner-Kawass an der deutschen Botschaft hieß Peter. Er war Jugoslawe. Er erkannte mich wieder.

„Willst du wieder bei uns anfangen?"

„Vielleicht", antwortete ich.

Meine Erregung war kaum zu verbergen. Es war 19 Uhr. Eine Stunde lang hatte ich vergeblich versucht, mich zu beruhigen.

Ich sagte: „Ich möchte Frau Jenke sprechen."

Die deutsche Botschaft liegt am Boulevard Atatürk. Sie ist eine Welt für sich. Draußen vor dem schmiedeeisernen Tor: klapprige Autos, Eseltreiber, barfüßige Bauern auf Stadtbesuch, Bettler, ungepflasterte Bürgersteige, Lärmen, Kreischen, Autohupen . . . Hinter dem Tor plötzlich Ordnung, Ruhe, penible Sauberkeit, Bäume, englisch gestutzter Rasen, Blumenbeete; ein buntes Bild.

Die englische und die deutsche Botschaft waren die schönsten Anlagen der Stadt. Ich mußte lächeln bei dem Gedanken, der mir plötzlich kam. Ich, Elyesa Bazna, der Kawass, würde sehr bald in den beiden prächtigsten Herrensitzen Ankaras tätig sein. Es war diese spöttische Überlegung, die meine Nerven ruhig werden ließ.

Peter hatte telefoniert. Er sah mich an.

„Du sollst 'rüberkommen . . ."

Ich wußte den Weg.

Ein Kawass, der mir fremd war — vielleicht mein Nachfolger bei Herrn Jenke? — empfing mich. Das Jenke-Haus lag neben einem der Bürogebäude der Botschaft. Es war im orientalischen Stil gebaut.

Ich wurde in den Salon geführt. Der Kawass ließ mich allein.

Ich mußte lange warten.

Ich setzte mich auf das Sofa, auf dem ich mich vor Monaten einmal mit Selbstauslöser in lässiger Haltung fotografiert hatte. Ich fand alles noch so vor, wie es zu meiner Zeit des Staubwischens hier gewesen war. Betont weibliche Note. Frau Jenke, Ribbentrops Schwester, hatte den Raum eingerichtet. Tiefe weiche Sessel, schwere Vorhänge, Teppiche zum Versinken.

Ich erhob mich und schloß die Vorhänge. Ich schaltete die beiden Stehlampen ein und setzte mich in einen der Sessel. Mein Gesicht lag im Schatten.

Ich mußte warten.

Ich steckte die Hände in die Taschen. Meine Finger umkrampften die Filmrollen.

*

Inge Jenke war Mitte Vierzig, eine nervöse, ehrgeizige Frau. Da ich ihr gedient hatte, wußte ich, daß sie Präparate der bulgarischen Belladonnawurzel nahm. Es war nicht immer leicht gewesen, mit ihr auszukommen. Heute weiß ich, daß sie später an der Parkinsonsschen Krankheit starb. Vielleicht war sie, die Schwester des deutschen Außenministers, schon damals krank und unglücklich.

Wenn ja, so ließ sie es mich, den Kawass, nicht merken.

Sie betrat den Salon, und ich erhob mich.

„Bon soir, Madame", murmelte ich.

Sie sah mich ruhig an.

„Warum haben Sie die Vorhänge zugezogen, Elyesa?" fragte sie.

Ich sagte: „Madame, ich hoffe, sehr viel Geld von Ihnen zu bekommen —"

Sie verzog keine Miene. Wenn ihr mein Benehmen merkwürdig erschien, so zeigte sie jedenfalls keine Reaktion.

Sie sagte: „Ich glaube, ich habe nicht sehr viel Zeit für Sie."

„Wollen wir uns nicht setzen, Madame?" fragte ich leise.

In ihrem Blick war sehr viel Aufmerksamkeit.

„Wir werden uns nicht setzen, Elyesa. Es ist besser, wenn Sie gleich wieder gehen."

Ich übersah ihre ablehnende Haltung.

Ich sagte: „Ich komme gerade aus der britischen Botschaft. Ich wollte Ihnen mitteilen, daß ich jetzt der Kammerdiener von Sir Hughe bin. Ich habe unter Umständen mein Leben riskiert, Madame, nur um Sie zu sehen —"

Sie neigte den Kopf vor, als könnte sie so den Sinn meiner Worte schneller begreifen.

Es herrschte eine Weile Stille. Die Innenflächen meiner Hände wurden feucht.

Schließlich sagte sie langsam: „Ich glaube, es wird meinen Mann interessieren, Sie zu begrüßen —"

Ich blieb im Schatten der Lampen. Ich war zu erschöpft, um zu triumphieren.

Fortsetzung folgt in der nächsten REVUE

Der Psychologe in REVUE

Täglich wenden sich REVUE-Leser mit ihren persönlichen Sorgen an Dr. Engelhart. Auch Sie können ihm schreiben. Er wird Ihnen brieflich oder in REVUE antworten. Schreiben Sie an den „REVUE-Psychologen", München 8, Lucile-Grahn-Straße 37.

Ich will mich scheiden lassen

Nach der Schulzeit lernte ich in einem Kloster die Krankenpflege; dann pflegte ich meine Mutter, bis sie starb. Seitdem arbeitete ich in einem Haushalt, von morgens früh bis abends spät. Als ich einen jungen Mann kennenlernte, tat ich, was ich nie tun wollte. Ich heiratete, weil ein Kind kam. Alles ging gut, bis vor ½ Jahr. Seitdem belügt er mich, schreit mich an, und beim kleinsten Anlaß schlägt er mich. Gleich darauf ist er wieder die Freundlichkeit in Person. Ich halte das nicht mehr aus. Welche Schritte muß ich für eine Scheidung unternehmen?

WÜRZBURG J. F.

Antwort: Wären Sie nach einer Scheidung denn glücklicher? Kämen Sie besser mit Ihrem Leben zurecht, wenn Sie allein wären? Bisher haben Sie doch, wie es scheint, immer zu wenig Selbständigkeit und zu wenig Freude gekannt. Sie mußten stets für andere da sein, dienen, gehorchen, arbeiten, opfern, ohne frohe Gesichter zu sehen, ohne recht jung und lebendig sein zu dürfen. Damit fehlt Ihnen viel; denn Freude ist der Reichtum, aus dem man Lebenskraft für sich und andere schöpft. Wahrscheinlich sind Sie auch Ihrem Mann nur eine ergebene und fleißige Hausfrau gewesen, aber noch nicht die wirkliche Gefährtin, die ihm Mut machen könnte, wenn er sich mal schwach und unsicher fühlt — so wie gerade jetzt. Er scheint ja in einer Krisis zu stecken und allerlei Sorgen zu haben, von denen Sie nichts wissen, die er sich und Ihnen nicht eingesteht. Sie sprechen nämlich nicht genug miteinander; daran scheint Ihre Ehe vor allem zu kranken. Haben Sie das im Kloster nicht gelernt? Es ist ganz einfach. Man muß nur fest darauf vertrauen, daß kein Problem unlösbar ist, wenn man es gemeinsam bespricht und richtig anpackt. Das übt man an immer mehr Problemen, bis es wirklich geht. Und dann geht auch die Ehe wieder. Probieren Sie es mal!

Ihr Dr. Kurt Engelhart

Rauchen .....neuer Stil!



Kehr zurück, Liebe

Roman einer Vierzigjährigen

Von Jlse Collignon

Claudia Sanders ist allein. So allein wie sie immer war, seit sie Martin Brügge verloren hat — verloren an seine eigene Frau, die ihn nicht freigibt, obwohl ihre Ehe nur noch eine Farce ist. Claudia Sanders will den Mann, den sie liebt, mit niemandem teilen — auch nicht mit Helga Hedenkamp, seiner Frau.

Und deshalb ist Claudia Sanders allein. Sie wünschte, Evelyn, ihre Tochter, wäre bei ihr. Aber Evelyn ist in der Schweiz, im Internat — und Claudia ahnt nicht, daß ihre Tochter einen verhängnisvollen Weg beschritten hat. Evelyn selbst weiß nicht, daß der Junge, den sie so unglücklich machte, Rainer Brügge ist, Martin Brügges Sohn . . .

Claudia Sanders fährt nach Porto San Stefano, auf eine stille Insel im Mittelmeer. Auch hier ist sie allein — bis Erik Larsen kommt, der junge Mann aus Amerika, den Freunde zu Claudias Geburtstagsparty mitgebracht hatten und der ihr jetzt nach Italien nachgereist war. Erik liebt sie. Aber liebt sie ihn auch? Sie,

Fortsetzung übernächste Seite

**Erik Larsen spürte,
wie Claudia betroffen zusammenfuhr,
als der Unbekannte von vorhin
aus dem Schatten der Bäume auftauchte . . .**

Zeichnung: Paul Aigner

Erlesen schenken – Lohse schenken

Geschenke, die man sich
von Herzen wünscht,
Gaben, über die man sich
von Herzen freut,
das sind
die erlesenen Duftwässer
aus dem Hause Lohse:

Uralt Lavendel
von DM 1,20 bis 48,00
Lelia von DM 1,20 bis 29,50
Lohse Eau de Cologne
von DM 1,20 bis 26,50



Die erlesenen Duftwässer aus dem Hause Lohse

Kehr zurück, Liebe

die Vierzigjährige, den jungen Mann? Claudia will es glauben, und sie ist glücklich — bis sie, zurück in München, Martin Brügge wiedersieht. Im Theater, vier Plätze neben ihr . . .

★

Claudia war gefangen, eingeengt auf einem roten Sesselchen zwischen Erik und einem älteren Herrn, der mit wohlwollendem Schnauben der turbulenten ersten Szene folgte. Als sie sich neben Erik niederließ, das Gesicht verschlossen, hatte er sie mit erstaunt hochgezogenen Augenbrauen angesehen. Ihr kurzer Aufenthalt vor dem gutaussehenden Mann im Smoking war ihm nicht entgangen. Aber diesmal hatte ihm Claudia nicht wie sonst den Namen des Unbekannten zugeraunt.

Er blickte verstohlen auf ihre Hände, die aus dem Programm nervös eine Spirale drehten. Claudia sah starr auf die Bühne, und doch hatte er den Eindruck, als seien ihre Augen blind. Irritiert blickte er seitwärts über ihren Kopf hinweg zu dem Mann, der Claudia so überraschend angehalten hatte und dessen Gegenwart sie so seltsam verwirrte. Aber das Gesicht des anderen sagte ihm nichts, er hatte er nie gesehen.

Auf der Bühne entwickelte sich die erste Szene der „Gartenschaukel", hektische Lustigkeit breitete sich aus. Eine entzückende Blondine mit einer Monroe-Figur wirbelte mehrere Männer und eine ganze Familie durcheinander. Die Pointen knallten nur so. Das Publikum quittierte mit hellen Lachsalven.

Aber Claudia lachte nicht. Streng und unbeteiligt saß sie neben ihm. Durch den dünnen Stoff ihres Mantels fühlte er ihren Körper zittern. „Ist dir nicht gut?" flüsterte er. „Willst du gehen?"

Sie verneinte stumm. Allein die Vorstellung, sie müsse den engen Weg durch die Zuschauerreihe noch einmal zurücklegen, jagte ihr Angst über den Rücken.

Noch immer glaubte sie das Geräusch ihres starren Seidenmantels zu hören, als sie den Smoking von Martin streifte. Noch immer sah sie sein Gesicht, das sich leicht zu ihr neigte, und fühlte in ihrer Hand seine schmalen Finger.

Da war ihr plötzlich, als sehe sie Erik wie durch ein umgedrehtes Opernglas: Seltsam verkleinert und unbarmherzig weit fortgeschoben. Sie war furchtbar allein in diesem verdunkelten Raum, in dem es atmete, lachte, und eine unsinnige Sehnsucht erfaßte sie nach dem einzig geliebten Menschen, den es für sie gab. Vier Meter entfernt — und so unerreichbar.

Sie lachte auf.

Erik sah sie erschreckt an. Es war ausnahmsweise gar kein Grund zum Lachen gewesen. Aber schon erlosch ihr Lachen. Und augenblicklich veränderte sich ihr Gesicht. Eine Spannung, die ihn an Fieber glauben ließ, breitete sich darauf aus und ließ sie um Jahre älter erscheinen. Als sie Eriks Blick spürte, beugte sie sich vor und ließ die Bühne nicht mehr aus den Augen.

Helga Hedenkamp hatte ihren ersten großen Auftritt. Sehr elegant, in einem weißen Reitdreß, war sie überraschend in der Gruppe junger, ausgelassener Leute erschienen. Es war erstaunlich, wie sie mit ihrer Sicherheit selbst ein so verführerisches Geschöpf wie die Monroe-ähnliche Marita Roelen in dieser Szene überragte. Der prasselnd einsetzende Beifall war verdient. Als der Vorhang fiel, konnte niemandem in dem lächelnd dankenden Gesicht der Schauspielerin der geheime Triumph entgehen.

Claudia lehnte sich erschöpft zurück. Erik betrachtete sie besorgt.

„Möchtest du einen Kognak?"

„Bitte nicht." Sie sah ihn ängstlich an. „Laß uns hierbleiben, Erik."

Er war verstimmt. Er wäre gern ins Foyer gegangen. Soviel gutgekleidetes Publikum, so viele hübsche Frauen. Zum drittenmal blätterte Claudia nervös das zerknüllte Programm durch und sah nicht auf, als die Reihen sich wieder füllten und sie gezwungen war, ein paarmal aufzustehen. Als es dunkel wurde, atmete sie auf, lehnte sich leicht an seine rechte Schulter und flüsterte:

„Sei nicht böse, Erik. Mir ist nicht ganz gut."

Der zweite Akt begann. Auf der Bühne floß der Champagner in Strömen, und die Mißverständnisse nahmen kein Ende. Marita Roelen in einem extravaganten Abendkleid hatte die entscheidende Szene, in der Helga Hedenkamp ihre Gegenspielerin war.

Da war Claudia auf eine neue, sehr beunruhigende Weise fasziniert. Diese Frau schien den Schwips nicht nur zu spielen. Die Wirkung war außerordentlich. Aber war es eingeplant, daß ihr das Glas aus der Hand fiel? Und ihre fahrigen Bewegungen — waren sie gespielt oder echt? Fast hatte sie Angst um die Frau, die dort oben ein wenig schwankend in ihrem Silberlamékleid in der französischen Gartenkulisse stand, während die Marita Roelen in der Schaukel schwang. Und da, mitten im Satz, stockte sie sogar. Merkwürdig leer blickten ihre Augen ins Publikum. Ihre Hand, auf der die Adern unbarmherzig ihr Alter verrieten, griff seltsam ungezielt nach einem der weißlackierten Stühle. Es war ein bedrückender Augenblick, aber sofort hatte sie sich wieder in der Gewalt.

Hatte Martin es bemerkt? Claudia wagte einen scheuen Blick nach rechts. Sein Platz war leer. Claudia atmete auf, als der Vorhang über dem zweiten Aktschluß fiel. Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Der Beifall tat ihren Ohren weh. Sie wollte fort. Der Platz, vier Sessel weiter, war noch immer leer. Es war ihre Chance, fortzukommen. Sie erhob sich wie eine Schlafwandlerin.

„Erik, tu mir den Gefallen und bring mich nach Hause."

Auf seiner glatten Jungenstirn bildete sich eine steile Unmutsfalte. „Das ist doch lächerlich, Claudia. Der dritte Akt ist doch nur kurz. Komm, gehen wir ins Freie."

Er nahm sie sacht am Ellbogen und schob sie vor sich her durch die schon fast leere Reihe. Als sie ihn flehend ansah, gab er nach. „Gut, wie du willst. Gehen wir. Aber ich finde . . ."

Sie gingen schweigend ins Foyer hinaus. Ihm war, als fliehe sie. Als sie die drei Stufen des Eingangs erreichten, faßte er ihren Arm. Claudia wäre gestolpert, wenn er sie nicht gehalten hätte. So jäh blieb sie stehen, als der Unbekannte von vorhin aus dem Schatten unter den Bäumen auftauchte, wo er sich eine Zigarette anzündete. Er blieb ruhig stehen und ließ Claudia und Erik vorbeigehen. Sein Blick streifte kurz den Mann an ihrer Seite. Erik spürte den Blick wie eine Herausforderung. Er zog Claudia dichter an sich heran und fühlte sofort, wie sie sich gegen diese vertraute Geste sträubte. Noch nie hatte sie so reagiert.

„Jetzt will ich wissen, was das bedeutet? Wer ist dieser Mann, der dich so anstarrt? Willst du seinetwegen fort?"

Claudia blieb stehen. Die heftigen Worte trafen sie wie Schläge. „Ja. Seinetwegen." Es hätte keinen Sinn gehabt, die Wahrheit zu verschleiern. „Es ist Dr. Brügge, der Mann der Schauspielerin Hedenkamp. Ich habe ihn einmal sehr geliebt."

Er hatte verstanden. Sein Gesicht wurde hart, die Backenmuskeln zuckten.

„Liebst du ihn noch?"

„Du solltest wissen, daß er für mich nicht mehr existiert. Das ist alles lange vorbei."

Es war doch wirklich längst vorbei. War sie in Eriks Armen nicht glücklich? Er war die Wirklichkeit. Sie durfte sie nicht aufs Spiel setzen, um einer . . . ja, einer Illusion nachzutrauern.

„Versteh, Erik. Es war das erstemal, das wir uns wiedersahen. Es ist vorbei, glaub mir."

Sie fühlte sich müde, trostbedürftig, und sehnte sich nach Licht, nach einem anonymen Raum, der ihnen ihre Vertrautheit wiedergeben würde. Sie lehnte sich leicht an ihn.

„Komm, laß uns noch irgendwohin gehen."

★

Es war das zweite Mißgeschick dieses Abends.

Der große Tisch, der, mit dem Schildchen „Reserviert" versehen, neben ihnen noch freiblieb, wurde eine halbe Stunde später von Georgis besetzt. Mit großem Hallo begrüßten sie Claudia und Erik. Aber in Sonja Georgis Augen stand eine neugierige Unruhe, als sich der Türvorhang wieder teilte.

In der Tür standen — Martin Brügge und seine Frau Helga Hedenkamp, Marita Roelen und Lothar Stiller, die ganze Premierengesellschaft.

Claudia wußte nicht, wie sie es überstand. Sie verachtete sich selbst für das glatte Kompliment, das sie Martins Frau machte, für die unverbindliche Geste, mit der sie ihm selbst die Hand reichte, für die Lässigkeit, mit der sie Erik vorstellte.

Der einzige Moment, in dem sie wirkliches Interesse verspürte, war, als Martin sie mit einem langaufgeschossenen jungen Mann bekanntmachte, der, das sah sie gleich, Martins schwermütige braune Augen hatte:

„Mein Sohn Rainer."

Sie sah die Unruhe in den dunklen Augen. Sie galt ihr, aber sie wußte nicht weshalb. Um allem anderen zu entgehen, verwickelte sie den Jungen in ein Gespräch. Er erzählte ihr von der Modeschule, die er besuchte, aber ihre Aufmerksamkeit blieb geteilt. Ihre Nerven vibrierten und empfingen auf geheimnisvolle Weise die gegensätzlichen Impulse, die ihr von Helga und Martin zugingen: Die kalte Ablehnung der eleganten Frau, die nun wirklich zu viel getrunken hatte und um einige Nuancen zu laut wurde, und Martins stille, ernste Liebe, sein Verständnis, seine Anteilnahme.

Aber da erhielt ihre krampfhaft gespielte Überlegenheit einen empfindlichen Stoß. Durch das allgemeine Stimmengewirr hörte sie Eriks leise Worte, die er an seine Nachbarin zur Linken richtete, an Marita Roelen.

„Sie sind nicht nur gut, Sie sind ausgezeichnet, viel zu gut für diese kleine Bühne. Erlauben Sie mir, Sie mit einem Freund von mir, einem Mann vom amerikanischen Fernsehen bekanntzumachen, der in den nächsten Wochen hierher kommt. Darf ich Sie anrufen?"

Über den Kopf des jungen Rainer Brügge hinweg sah sie das verführerisch zusagende Lächeln der Schauspielerin. Und sie bemerkte auch Eriks Unruhe. Er verriet sie, hier, neben ihr am Tisch. Er, dem sie erst vor einer halben Stunde ihre schwierige Situation erklärt hatte. Wenn jemals, hätte er jetzt zu ihr stehen müssen. Aber er hatte sie verraten, und schon sagte Marita:

„Kommen Sie doch einmal zu mir, zu einem Cocktail."

Hatten die anderen es auch gehört? Was hatte Martins Sohn sie eben gefragt? Ob ihre Tochter noch in der Schweiz sei? Es drang nur flüchtig in ihr Bewußtsein. Eriks breite, ihr abgewandte Schultern konnten nicht verhindern, daß sie sah, wie er zustimmend nickte.

Sie mußte antworten. „Evelyn kommt erst im August. Sie müssen uns dann einmal besuchen."

Sie übersah sein freudiges Überraschtsein. Sie konnte nicht länger bleiben. Würde es ihr gelingen, mit Anstand aus diesem Raum zu kommen? Sie erhob sich mühsam, am äußersten Rand ihrer Beherrschung. Martin sah es mit Trauer. Nur er wußte, in welchem inneren Zwiespalt sie sich befand.

Als bewegte sie sich im leeren Raum, nahm sie mechanisch Abschied von allen und verließ dann an Eriks Seite, sich mühsam geradehaltend, das Lokal.

Im Wagen brach sie zusammen. Sie weinte haltlos. Über sich selbst, über Erik, über ihre verlorene Liebe zu Martin. Erik schwieg zornig und bedrückt. Wie ein beleidigtes Kind, dem man sein Lieblingsspielzeug weggenommen hat, saß er neben ihr.

„Du machst dich lächerlich mit deiner Eifersucht", versuchte er, sie zum Sprechen zu bringen, als sie vor ihrem Haus unter den dunklen Bäumen hielten. „Sie ist begabt, und ich habe ihr nur angeboten, ihr weiterzuhelfen. Das ist alles." Er schob die Unterlippe trotzig vor. Sollte er sich entschuldigen? Nein. Sie war heute einfach nervös.

Er ließ sie allein. Mit einem leichten Achselzucken blickte er ihr nach, und wußte, daß er ihr weh getan hatte. Gerade heute, wo sie Wärme und Zärtlichkeit gebraucht hätte. Aber er war in einer Stimmung, in der ihn das Gefühl, sie zu quälen, mit Genugtuung erfüllte.

Als die Tür hinter ihr zugefallen war, ging er zu seinem Wagen und fuhr langsam in die Stadt zurück.

★

Nicht einmal das starke Schlafmittel konnte Claudia in die Tiefe der Bewußtlosigkeit versenken. In ihren wirren Träumen erlebte der verhängnisvolle Abend seine Fortsetzung. Von Furcht gequält, sah sie sich einmal von einer betrunkenen Helga verfolgt, dann wieder hörte sie das helle, höhnische Lachen Maritas, die Erik auf einer Schaukel entgegenflog. Wie von Furien gejagt, rannte sie eine grell beleuchtete Straße hinab, einem Mann nach, der Martin zu sein schien. Er ging auf der anderen Straßenseite. Nun schob sich ein langer Straßenbahnzug zwischen die Autos, deren Scheinwerfer wie Finger nach ihr zeigten. Sie warf sich dazwischen. Schrill tönte die Klingel der Straßenbahn. Ein riesiger Schatten glitt auf sie zu. Claudia wurde wach. Das Klingeln hielt an, schrill, bösartig. Sie tappte im Dunkeln nach dem Telefon. Ihr Kopf war durch die Wirkung der starken Tablette wie mit Watte ge-

Fortsetzung übernächste Seite

Männer und Schicksale um Claudia

Claudia Sanders ist vierzig Jahre — und allein. Allein, seit sie ihren Mann verloren hat — denn der Mann, den sie jetzt liebt und der sie wieder liebt, ist nicht mehr frei. Gibt es einen Ausweg aus diesem Konflikt? Claudia weiß nur, daß sie ein Recht auf das Leben hat — und ein Recht auf die Liebe . . .

Evelyn ist Claudias knapp achtzehnjährige Tochter: blond, kühl und selbstbewußt. Sie hat die Schönheit ihrer Mutter geerbt — aber hat sie auch ihr Herz?

Dr. Martin Brügge, Mitte Vierzig, erfolgreicher Arzt mit eigener Klinik, der Mann, der Claudia Sanders alles bedeutet: es ist die große Liebe, die es nur einmal gibt. Aber Dr. Martin Brügge hat eine Frau, die ihn braucht . . .

Helga Hedenkamp ist diese Frau. Sie war eine große Schauspielerin, ist es noch, aber sie weiß, daß sie am Ende ist. Angst um die Karriere treibt sie auf einen gefährlichen Weg . . . und sie klammert sich an Martin, gibt ihn nicht frei

Rainer Brügge ist der Sohn von Helga Hedenkamp und Dr. Martin Brügge: still, sensibel, zwanzig Jahre. Die erste Begegnung mit dem Leben, mit dem Mädchen, das er liebt, droht ihn zu zerbrechen — und bringt auch die „Welt der Erwachsenen", die sich bisher kaum um ihn kümmerte, in schwere Konflikte . . .

Erik Larsen, der junge Amerikaner dänischer Herkunft, kam, sah — aber wird er siegen? Für ihn ist Claudia Sanders die Verkörperung des „good old Europe": das unendlich verfeinerte Zusammenspiel von alter Kultur und Rasse


Was auf der Haut aufliegt… mit «Seti» waschen!
eti
seti
Ein völlig neues Produkt . . . flüssig . . . in einer weichen Plastikflasche . . . für das Badezimmer geschaffen . . . so hübsch, daß man sie sehen darf. Seti ist zart für «die Haut» und für die Wäsche, auf die es ankommt.
Ob Wolle, Seide, PERLON oder ähnliches . . . ob kaltes, laues oder warmes Wasser . . . wie Sie es lieben und gewohnt sind . . . stets wird Seti Ihre feine Wäsche zarter, weicher, duftiger machen! Seti . . . die große Neuheit erfahrenster Feinwaschmittel-Spezialisten! Auch in «Ihrem» Laden!
seti
seti
ST 2/61

Kehr zurück, Liebe

füllt. Sie nahm den Hörer ab. Ihre Hand zitterte so heftig, daß die kalte Muschel an ihr Ohr schlug.
„Ja. Wer ist da?"
Sie vernahm ein gepreßtes Atmen und dann, sehr kläglich, Eriks Stimme:
„Darling, ich muß dich sehen."
Sie ließ sich zurück in die Kissen fallen.
„Du, Erik? Du schläfst noch nicht?".
Seine Stimme war sonderbar verändert. Natürlich hatte er zuviel geraucht, sicher auch zuviel getrunken. Claudia spürte es mit leichtem Widerwillen. Wozu das alles? Warum ließ er sie nicht schlafen?
„Claudia, bitte, laß mich zu dir kommen." Die Stimme eines Jungen, der sein Unrecht einsieht und um Verzeihung bittet. „Ich bin so unglücklich. Schick mich nicht weg."
In ihr stritten sich Mitleid und Ärger.
„Wo bist du?"
„Ich weiß nicht. Irgendwo in Schwabing. Zu viele Drinks."
„Zu viele, ja. Und drum geh schlafen, Liebling", sagte sie und bemerkte mit Schrecken, daß sie mit beinahe mütterlicher Besorgnis sprach. Zugleich aber erfüllte sie seine Verzweiflung mit Genugtuung. Er litt ihretwegen. Er wollte zu ihr.
„Wenn du mich nicht kommen läßt, Claudia . . ."
Seine Stimme war weit weg. Als wäre er schon gegangen . . . Da hatte sie Angst um ihn.
„Komm, Erik. Ich warte."
Ein Klicken in der Leitung und Stille. Sie wußte nicht einmal, ob er sie richtig verstanden hatte. Aber zehn Minuten später klingelte es an der Haustür. Sie öffnete ihm, und er fiel ihr fast in die Arme. Das blonde Haar hing ihm unordentlich in die Stirn.
Er roch durchdringend nach Alkohol. Aber das verlegene Lächeln, mit dem er ihr unsicher fünf zerquetschte Nelken entgegenhielt, rührte sie. Sie führte ihn wie ein Kind in ihr Schlafzimmer. Und da, plötzlich, fiel er zusammen. Offenbar hatte er seine ganze Energie verbraucht, um noch den Weg hierher zu finden. Wie betäubt lag er über ihrem Bett.
Als sie aus dem Bad zurückkam, eine Tablette gegen den Kater des nächsten Tages und ein Glas Wasser in der Hand, hatte er den Kopf in ihrem Kopfkissen verborgen. Mit ungeheurer Anstrengung gelang es ihr, seinen Oberkörper aufzurichten.
„Hier, Erik, trink das."
Gehorsam schluckte er die bittere Flüssigkeit. Und schüttelte sich. Sein Kopf sank an ihre Schulter.
„Darling. I love you. Du darfst mich nicht wegschicken. Nie." Er sank zurück und war im Nu eingeschlafen. Sein Gesicht entspannte sich, ein Lächeln glitt über seinen Mund. Sie sah es und hatte Tränen in den Augen.

★

Der Sommer schenkte ihr noch eine Schonfrist. Der kleine Riß, den ihre Liebe bekommen hatte, schien noch einmal gekittet, und beiden war, als sei ihre Liebe nun noch kostbarer.
Sie verbrachten oft das Wochenende auf dem Land, und Claudia genoß die Ruhe und Entspannung, mit der sie ihm beim Angeln zusah, die hellen Abende in ländlichen Gasthäusern, die langen Spaziergänge.
Die Zeit schien ihr stillzustehen.
Claudia zwang sich, nicht weiterzudenken.
Einmal machte Erik den Versuch, von der Zukunft zu sprechen.
„Wenn ich im Dezember nach USA zurück muß . . .", fing er zögernd an. „Wenn du nur wolltest, Claudia, ich würde dich sofort heiraten."

„Mein Liebling", antwortete sie erschreckt und gerührt. „Du weißt doch, daß ich schon über vierzig bin."
Er wischte die vierzig Jahre mit einer großartigen Handbewegung weg. „Was bedeutet das! Du bist die Frau, die ich brauche." Wieder sprach das eigensinnige, verwöhnte Kind aus ihm. „Es gibt eine Menge glücklicher Ehen, in denen die Frau älter ist . . . Und — du bist gar nicht vierzig, sag das nicht noch einmal, Claudia. Du bist nicht älter als ich. Nur vernünftiger. Und ehrlich, du brauchst mich genauso wie ich dich."
Er zog sie stürmisch in die Arme. Und er glaubte ahnungslos, er habe sie überzeugt, während sie ihn küßte, als sei es das letzte Mal . . .
Sie fuhren morgens in die Stadt zurück. Der Himmel über München war föhnig, die Luft erstickend heiß. Es war zehn Uhr, Erik hätte längst in seinem Büro sein müssen.
„Bis später, Erik. Ich rufe dich an. Mußt du wirklich morgen wieder nach Frankfurt?"
„Es läßt sich nicht ändern, Claudia. Aber ich sehe dich heute abend, ja?" Der Wagen stob davon. Sie sah noch seine winkende Hand, ging dann ins Haus. Es



„Könnte ich nicht von dem Blonden mit dem Schnurrbart gerettet werden?"

war zu heiß, um irgend etwas zu unternehmen. Sie beschloß, den Tag im Garten zu verdämmern.
Als Mark Lempel um fünf vorbeikam, fiel ihr auf, wie sehr sie sich von ihrem alten Kreis entfernt hatte. In all diesen Monaten hatte sie, losgelöst von allem, mit Erik wie auf einer Insel gelebt.
Jetzt aber freute sie sich, als sie das ernste gute Gesicht mit der schlimmen Narbe auf der Wange sah, und fragte sich betroffen, wie es möglich war, daß sie ihre Freunde hatte vergessen können. Als hätte sie an ihm etwas wiedergutzumachen, zog sie ihn mit einer ihn überraschenden Begeisterung zu den bequemen Liegestühlen auf der Terrasse.
„Mark. Ich freue mich sehr!"
Er fühlte, daß sie ihm nichts vormachte. Was auch immer sie an diesem Larsen fand, er verzieh es ihr, als er die ehrliche Freude in ihren Augen sah. Vom ersten Augenblick an war der andere ihm unsympathisch gewesen, zu leichtfertig, zu erfolggewohnt.
„Immer noch glücklich, Claudia?" fragte er wie beiläufig.
„Ja", sagte sie einfach. „Wenn es Glück gibt, ist es vielleicht das: Nicht mehr allein sein, jemanden haben, der auf einen wartet. Ach, Mark, frag mich lieber nicht. Ich will daran glauben."
Die Betonung, die sie diesem „will" unterlegte, verriet ihm mehr über ihre innere Unsicherheit, als sie je zugegeben hätte. Er sah, wie sich ihre Augen in den Wipfeln der Kastanien verloren, und er bekam Angst um sie. Dieser verlorene Ausdruck weckte in ihm das Bedürfnis, sie zu beschützen.
Um sie abzulenken, schlug er ihr vor, jetzt, in den sinkenden Abend hinein, einen Spaziergang durch den Englischen Garten zu machen.
„Wir könnten beim alten Birkner hineinschauen und irgendwo noch einen Schoppen trinken."
Sie ging begeistert auf seinen Vorschlag ein. Auch Birkner hatte sie sehr vernachlässigt. Mit Mark, das wurde ihr beschämend bewußt, würde der kleine Kreis wieder geschlossen sein. Flüchtig dachte sie, daß es schwierig sein würde, Erik mit ihren alten Freunden zusammenzubringen.
Noch immer lag die Dunsthitze wie eine Glocke über der Stadt. Der Weg durch den Park brachte keine Erfrischung. Als sie Professor Birkners hohen Atelierraum betraten, empfand sie die Kühle wie eine Wohltat. Birkner umarmte Claudia enthusiastisch.
„Wo steckst du nur? Hast du mich denn ganz und gar vergessen? Fein, daß du gerade jetzt kommst. Ich hab Vivians Porträt fertig. Komm, sieh's dir an. Auf dein Urteil lege ich großen Wert."
Er zog sie mit seiner farbenbeschmierten Hand in den Vordergrund des riesigen Ateliers. Wie vertraut war Claudia dieser Geruch von Terpentin und Farben. Sie fühlte sich wieder zu Hause hier.
Da stand die Staffelei, und da saß ihre Freundin Vivi Berg, die ihr lebhaft zuwinkte.
„Nicht bewegen, Vivian", rief Birkner. „Claudia soll das Bild ansehen. Bitte, bleiben Sie so."
Claudia und Mark traten einen Schritt vor. Das Bild war wundervoll. Birkner hatte die rothaarige Schönheit mit den grünen Augen und der schneeweißen Haut in eine kardinalsrote Seide gehüllt, und der verrückte Gegensatz der beiden verschiedenen Rots gab dem Bild die Spannung des Außergewöhnlichen, fast Dämonischen.
„Unglaublich", flüsterte Claudia. „Einfach unglaublich. Ich gratuliere dir. Auch dir natürlich, Vivi. Es ist großartig."
Professor Birkner strahlte. „Darauf trinken wir eine Flasche Sekt."
„Darf ich telefonieren?" Claudia fiel plötzlich mit Erschrecken ein, daß sie ganz vergessen hatte zu hinterlassen, wo sie war. Sie hatte den Abend Erik versprochen.
„Natürlich. Du weißt ja Bescheid. Sag ihm nur gleich, er soll auch herkommen." Birkner zwinkerte ihr zu. Gräfin Berg schien vergessen zu haben, daß sie sich umziehen wollte. Als Claudia vom Telefon zurückkam, balancierte sie, den weißen Arm erhoben, ein Sektglas.
„Erik wird gleich da sein. Ich hab ihn gerade noch erreicht." Durstig nahm sie einen langen Schluck.
Als Erik eintraf, waren alle vier schon sehr vergnügt. Claudia wünschte, auch Erik werde sich hier wohl fühlen. Er stand vor der Staffelei, völlig reglos. Dann suchte sein Blick Vivian Berg.
„Professor Birkner hat sich selbst übertroffen, Gräfin", sagte er langsam. „Oder vielmehr, man ahnt, wer Sie sein könnten. Gefährlich, glaube ich . . ."
Die rothaarige Gräfin rührte sich nicht. Nur ein Glitzern in ihren Augen verriet, daß sie verstanden hatte. „Ich weiß nicht", sagte sie herausfordernd, „soll das nun ein Kompliment sein oder nicht, Erik?"
Fragend hob sie ihre Schultern. Die rote Seide glitt noch ein wenig weiter hinab. Erik wandte sich fast unhöflich ab. „Wie Sie wollen, Gräfin. Das Bild jedenfalls ist sensationell." Er grinste unverschämt und schenkte sich sein Glas wieder voll.
„Also gut, Erik. Ich bin immer für positive Auslegungen. Danke schön." Vivian lachte ihn an. „Ich werde mich jetzt wieder in eine harmlose, völlig ungefährliche Hausfrau zurückverwandeln. Wollen wir zusammen bei mir essen? Im Garten. Ich glaube, das wäre ein netter Abschluß. Sag ja, Claudia, dann können auch der Professor und Mark nicht nein sagen."
Sie verschwand in dem Raum hinter dem Atelier. Die rote Seide wehte wie eine Flamme hinter ihr her.

★

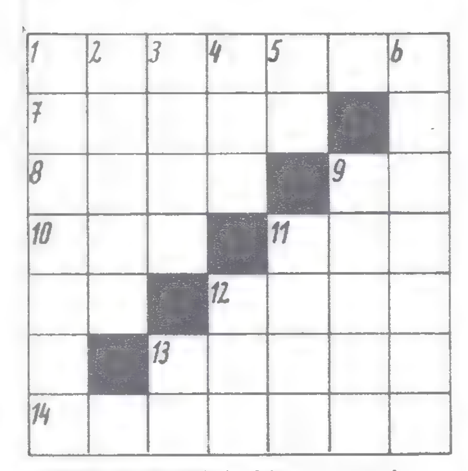
Gräfin Berg bewohnte ein Schwabinger Gartenhaus, das sie mit viel Geschmack aus der alten Remise ihres elterlichen Besitzes umgebaut hatte. Die pompöse Villa im Hintergrund des parkähnlichen Gartens, von ihr „das Schloß meiner Väter" genannt, war an eine Import-Exportfirma vermietet. Nachts gehörte ihr der romantische Garten ganz allein.
Sie saßen vor den geöffneten Türen des kleinen Hauses. Ein fernes Wetterleuchten flackerte durch die alten Linden- und Kastanienbäume.
„Es wird ein Gewitter geben", sagte Claudia matt. „Es muß wie eine Erlösung sein . . ., nach diesem Tag."
Aus der Tiefe des Wohnraumes drang Musik. Mark beugte sich zu Claudia.
„Tanzen wir?"
„Ist es nicht zu heiß?" fragte sie zurück, doch als sie sein enttäuschtes Gesicht sah, stand sie auf und folgte ihm. Sie bemerkten erst nach dem Tanz, daß Vivi verschwunden war. Der Professor erklärte Erik temperamentvoll die Maltechnik der Impressionisten. Claudia hatte das Gefühl, daß Erik gar nicht zuhörte. Seine abwesenden blauen Augen straften die Aufmerksamkeit seiner Haltung Lügen. Er wandte sich fast unhöflich ab, als leise Schritte hinter ihnen Vivis Rückkehr verrieten. Spontan sprang er auf.
Vivian trat in den Schein der Windlichter. Sie hatte sich umgezogen. Ihr Kleid war smaragdgrün, eng wie ein Futteral und trägerlos. Sie ging auf Erik zu und zog ihn zu sich heran. Eine Rumba setzte ein . . .
Wie unkameradschaftlich von ihr, dachte Claudia, sich ein Abendkleid anzuziehen, wenn ich als ihr Gast dazu keine Möglichkeit habe. Ihr gepunktetes Hemdblusenkleid kam ihr plötzlich kindlich und albern vor. In einem jäh aufsteigenden Bedürfnis nach Sympathie sah sie zu Mark auf. Der harte Ausdruck seiner Augen, die dem tanzenden Paar folgten, ließ sie zutiefst erschrecken.
Erik und Vivi tanzten schweigend. Aber es war fast kein Tanz mehr. Sie hielten sich einzig und allein mit den Augen fest. Die Umwelt, die Menschen, die ihnen zusahen, atemlos und wie angerührt von einem Geheimnis, existierten nicht für sie . . .
„Das ist einfach toll", flüsterte der alte Professor vor sich hin. „In solcher Perfektion hab ich das höchstens in Südamerika gesehen. Das nenne ich wirklich Tanz. Elementar — wie er sein soll . . ."
Mark nahm Claudias Hand. Ihre Augen waren unnatürlich geweitet, ihr Gesicht von durchsichtiger Blässe. Ihre Hand verkrampfte sich in seiner wie die eines Menschen, der sich in einen Abgrund gleiten fühlt und versucht, sich anzuklammern. Wenn ich sie doch halten könnte, dachte Mark. Wenn ich sie doch vor dem Sturz aus ihren Illusionen bewahren dürfte.
Die Musik brach ab. Erik und Vivi standen einander gegenüber, wie aus einer Trance erwachend. Sie lösten sich schweigend. Vivi war die erste, die sich wieder fand.
„Ihr seid ja alle so still." Sie ließ sich in einen Liegestuhl fallen. „Bitte, Erik, ein Glas Champagner."
Er reichte es ihr sofort. In diesem Augenblick zerbrach der erste gewaltige Donner die Stille des Parkes. Ein heftiger Wind fuhr durch die alten Bäume, die im hellen Licht der Blitze giftiggrün aufleuchteten.
„Schnell, laßt uns die Sachen hineinbringen. Ich möchte nach Hause." Claudia war fast dankbar, daß der dämonische Zauber der letzten Viertelstunde so jäh zerstört wurde.
In wenigen Minuten war alles aufgeräumt. Sie liefen zur Straße, wo Eriks Wagen parkte. Vivian war ihnen gefolgt. Vor dem weißen Garagentor nahmen sie Abschied. Die Gräfin stand hinter dem breiten Sandsteinpfeiler des Tores. Ein Blitz zuckte durch den Himmel, und ihr Haar leuchtete auf wie eine Feuergarbe. Es war wie ein heidnischer Zauber, was Claudia sah. Angst packte sie, und als sie in Eriks Augen blickte, wußte sie, daß sie verloren hatte.
Über die Windschutzscheibe glitten die ersten schweren Tropfen. Wie Tränen, dachte Claudia. Wie Tränen, die ich weinen werde . . .

Fortsetzung folgt in der nächsten REVUE

Zielbewußte Menschen in aller Welt
arbeiten heute kraftvoller
weitblickender denn je
Wo Ungewöhnliches geleistet wird
da gönnt man sich
auch etwas ungewöhnlich Gutes



GEOGRAPHISCHES SILBENRÄTSEL: *ar — bam — berg — cham — fund — gne — ho — la — land — les — li — ma — ma — ma — nei — neu — no — ok — pa — ria — ße — ti — tren — zell.* — Aus diesen Silben bilde man 9 Wörter, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten, den höchsten Berg und den größten See von Europa nennen. — *1. Wallfahrtsort in der Steiermark, 2. USA-Staat, 3. kanadische Insel, 4. Südtiroler Landschaft, 5. Stadt in Oberfranken, 6. südamerikanische Hauptstadt, 7. südfranzösische Stadt, 8. Name zweier Nebenflüsse der Oder, 9. nordfranzösische Landschaft.*

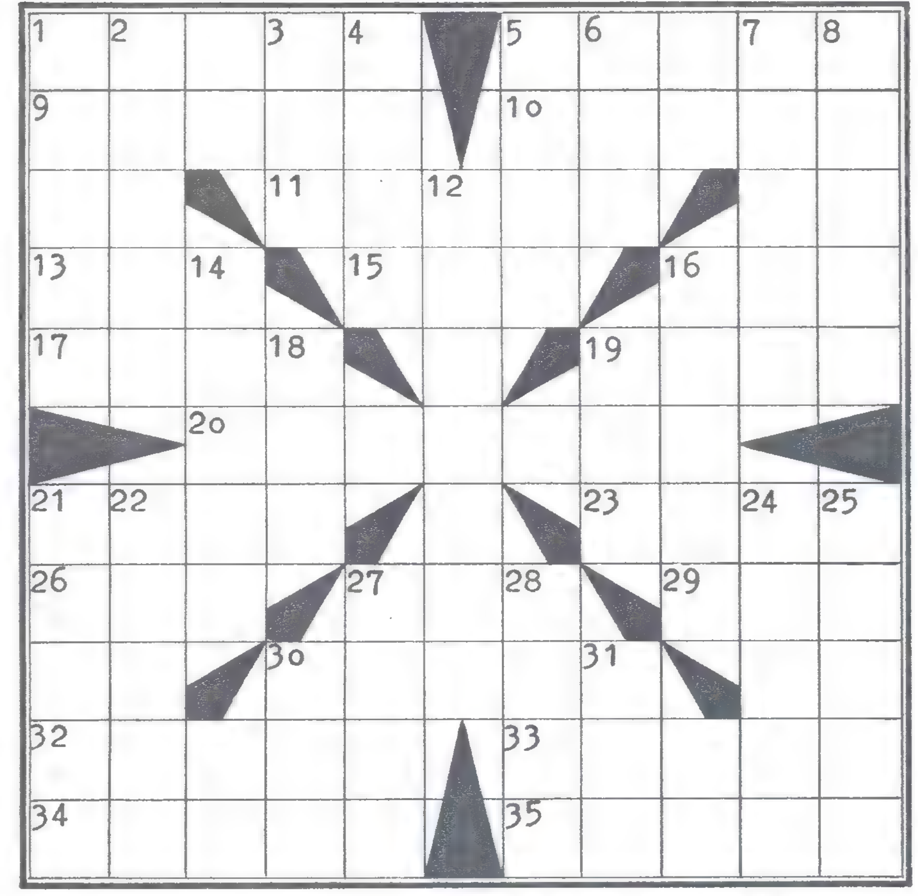


KREUZWORTRÄTSEL: W a a g e r e c h t : *1. Wurfspeer für den Walfang, 7. Heilmittel, 8. arabischer Fürst, 9. italienische Musiknote, 10. englischer Fluß, 11. bestimmter Artikel, 12. Metalloxydation, 13. Kinderfrau, 14. Eßgerät.* — S e n k r e c h t : *1. deutscher Komponist, 2. Bergweide (Mz.), 3. Feldrand, 4. rein, 5. deutsche Vorsilbe, 6. Strafpredigt, 9. Menge, 11. Siedlung, 12. Leumund, 13. Zeichen für Neon.*

BESUCHSKARTENRÄTSEL:

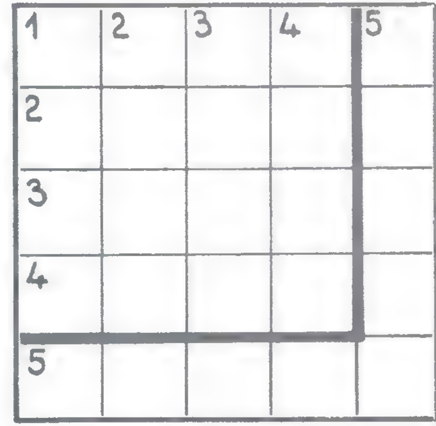
MINNA D. KLEIS
BERN

Die Dame ist in der Filmbranche tätig. Welchen Beruf übt sie aus?



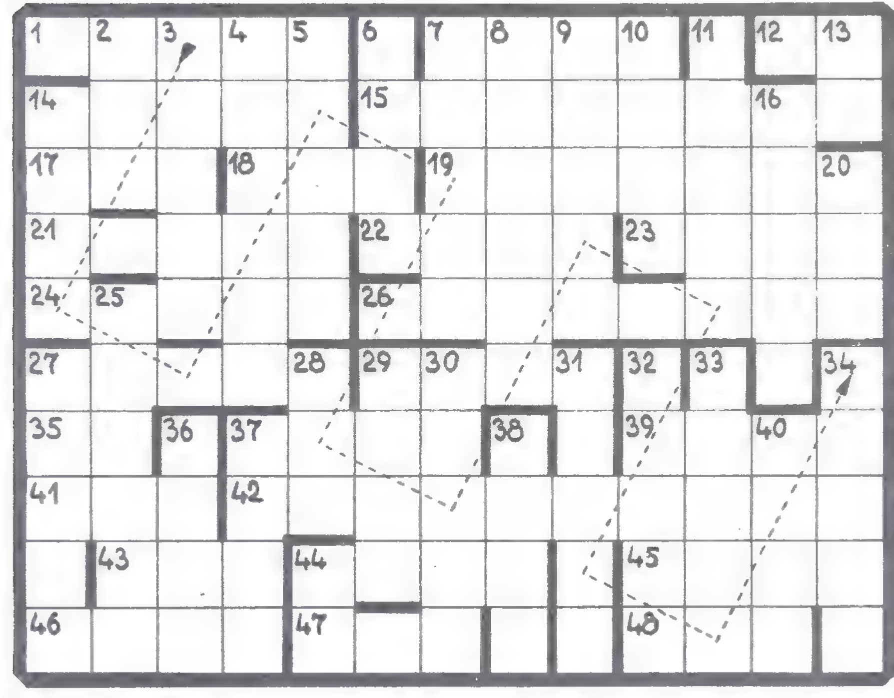
KREUZWORTRÄTSEL: W a a g e r e c h t : *1. einer der bedeutendsten deutschen Dichter der Gegenwart (Glasperlenspiel), 5. Herbstblume, 9. einjähriges Fohlen, 10. italienischer Renaissance-Dichter (Das befreite Jerusalem), 11. hasten, 13. Passionsspielort in Tirol, 15. Sohn Noahs, Stammvater der Semiten, 16. Schiffsseite, 17. Körper, 19. Almhirt, 20. russischer Dichter (Krieg und Frieden), 21. Gedanke, 23. Zahlungsmittel, 26. römischer Hausgott, 27. knapp, 29. Der Wahn ist kurz, die . . . ist lang (Schiller, Das Lied von der Glocke), 30. Süßspeise, 32. Bischofsmütze, 33. Männername; gebildet, 34. französischer Strom, 35. Verzeichnis.* — S e n k r e c h t : *1. alemannischer Volksdichter (Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds), 2. finnischer Fluß und See, 3. Gewässer, 4. Göttin der Zwietracht, 5. Lebenshauch, 6. italienisch-spanisches Kurzwort für „heilig" in Ortsnamen, 7. Mahlzeit, 8. Fischeier, 12. der Dichter der „Minna von Barnhelm", 14. Hohlmaß, 16. Kurbel, 18. Windstoß, 19. Wasser- oder Luftströmung, 21. Marderart, 22. Flaumfeder, 24. Vermächtnis, 25. Sandhügel, 27. Nachtvogel, 28. Pferd, 30. . . . sei bedankt, mein lieber Schwan (R. Wagner, Lohengrin), 31. Drei- (griechisch-lateinische Vorsilbe in Fremdwörtern).* Waagerecht 1, 10, 20 und senkrecht 1, 12 sind berühmte Dichter.

SILBENRÄTSEL: *Ar — au — chiv — de — e — ein — ge — gor — gre — hi — hold — i — irr — ka — ke — lun — mi — ne — neun — ra — rung — ser — spe — sto — te — trag — tum — un — wei.* — Aus diesen Silben bilde man 11 Wörter. Die ersten und dritten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben einen Ausspruch von Hans Krailsheimer. — *1. Truppenunterkunft, 2. Kirchensonntag, 3. Sultanserlaß, 4. aalartiger Fisch, 5. Urkundensammlung, 6. schlechter Mensch, 7. Hafenkneipe, 8. Folge, 9. Vermerk, 10. Papstname, 11. falsche Annahme.*



DAS RÄTSELHAFTE QUADRAT: *aaaaaa eeee ii k llll m rrrrr ss.* — Die Buchstaben ergeben waagerecht und senkrecht die Wörter folgender Bedeutung: *1. weiblicher Vorname, 2. Luftgeist, 3. sächsische Fabrikstadt, 4. Lektüre Pflegender, 5. Warnungszeichen.* — Streicht man die Buchstaben der letzten Waagerechten und der letzten Senkrechten, so verbleibt ein kleineres magisches Quadrat, dessen waagerechte und senkrechte Bedeutung folgende ist: *1. männlicher Vorname, 2. Opernlied, 3. Papiermaße, 4. Weinernte.*

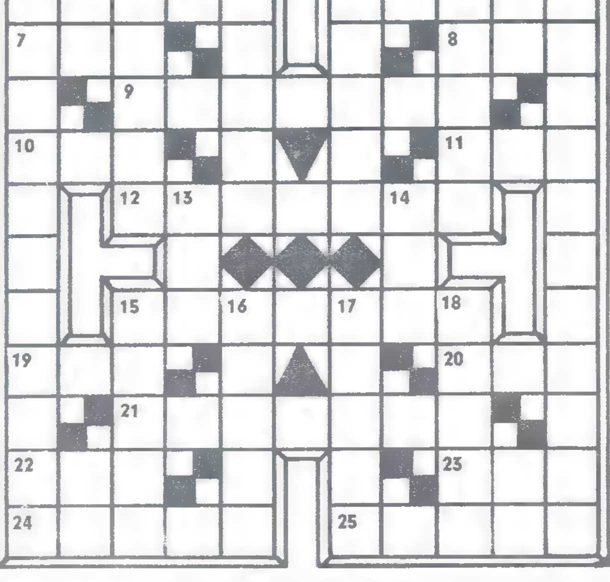
VERDEUTSCHTE FREMDWÖRTER: Für die Fremdwörter: *Arroganz — Demission — Demaskierung — Exekution — Disziplin — Direktive — Basis — Askese — Eloge* — sind die entsprechenden deutschen Begriffe zu setzen. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der Reihe nach den Namen eines Musikinstrumentes.



KREUZWORTRÄTSEL: W a a g e r e c h t : *1. niederdeutscher Dichter und Erzähler, 7. Nordosteuropäer, 12. japanisches Brettspiel, 14. alte deutsche Münze, 15. Stadt in Hinterpommern, 17. Gattung, 18. Langarmaffe, 19. Fußbekleidung, 21. Gemüseart, 22. englisches Flächenmaß, 23. weiblicher Vorname (Kurzform), 24. Gesellschaftstanz, 26. Fluß in Westfrankreich, 27. Wiener Operettenkomponist, 29. der Vater, 35. Auerochs, 37. erhöhter Kirchensitz, 39. griechische Göttin, 41. Straußenvogel, 42. Gestalt aus Hebbels „Judith", 43. israelitischer König, 44. Weinernte, 45. Wasserstelle in der Wüste, 46. Schwung, 47. Naumburger Standbild, 48. Furche.* — S e n k r e c h t : *2. Wappenvogel, 3. Söller, 4. Weißwal, 5. Muse der Liebesdichtung, 6. Bibelbuch, 7. Fluß in Norditalien, 8. Statthalter im alten Persien, 9. deutsche Weinstadt an der Mosel, 10. Saugwurm, 11. Schiffslandeplatz, 13. rätselhafte Naturkraft, 14. Feingefühl, 16. Einkommen aus rechtlichen Ansprüchen, 20. Windschatten, 25. Teil eines Kleidungsstückes, 27. Unwahrheit, 28. griechischer Buchstabe, 29. Osteuropäer, 30. Kurort in Graubünden, 31. Flächeninhalt, 32. Herrschersitz, 33. deutscher Lyriker, 34. Grünfläche, 36. Schulfestsaal, 37. asiatischer Fürstentitel, 38. Wärmespender, 40. Überbleibsel, 44. weiblicher Vorname (Kurzform).* — Bei richtiger Lösung ergeben die von der Linienführung im Rösselsprungwege berührten Buchstabenfelder, in Pfeilrichtung gelesen, einen vor 100 Jahren verstorbenen deutschen Philosophen.

KREUZWORTRÄTSEL:

W a a g e r e c h t : *1. Temperaturbegriff, 4. Wahrzeichen, 7. Sinnesorgan, 8. biblische Person, 9. Benehmen, 10. getrocknetes Gras, 11. Ansiedlung, 12. Zöllner, 15. römischer Gott, 19. Drehpunkt, 20. Zimmermanns-Werkzeug, 21. holländische Stadt, 22. gefrorenes Wasser, 23. Nebenfluß d. Donau, 24. Ort bei Koblenz, 25. Richtung.* — S e n k r e c h t : *1. Gauner, 2. seelisches Erleben im Schlaf, 3. ungarischer Weinort, 4. italienische Industriestadt, 5. Singstimme, 6. Bevölkerungsschicht, 13. türkische Anrede, 14. Straußenart, 15. Kleidungsstück, 16. Studentenverbindung, 17. Fischart, 18. franz. Komponist.*



Auflösungen aus der letzten Nummer:

KREUZWORTRÄTSEL: W a a g e r e c h t : 1. Bildnis, 7. Saenfte, 13. Ader, 14. Donar, 16. Alen, 17. Lohe, 18. Elemi, 19. Hort, 20. Riga, 22. Eger, 24. Ode, 26. Algebra, 29. Ear, 31. Nonne, 33. Era, 34. Busen, 36. Earl, 38. Neer, 40. Anet, 42. Abend, 44. Auge, 47. selten, 49. ernten, 51. Prior, 52. fad, 54. Ebert, 55. Espe, 56. Omar, 57. apart, 60. Elm, 62. Teile, 65. Laster, 67. Hendel, 68. Tuer, 69. Egede, 72. Naht, 73. aber, 75. Ilse, 77. Luege, 79. Ahn, 81. Orden, 84. Ist, 85. illegal, 88. ora, 89. alle, 91. Real, 93. Eule, 95. Saege, 98. Flur, 100. ahoi, 101. Erlen, 102. Fase, 103. Rundung, 104. Lateran. — S e n k r e c h t : 1. Ballon, 2. Ido, 3. lehren, 4. drei, 5. Ideal, 6. Sol, 7. Sam, 8. Arier, 9. nahe, 10. Flores, 11. Ter, 12. entern, 15. Neger, 21. Gaea, 23. Gabe, 25. Donner, 27. gelb, 28. Bann, 30. Aerger, 32. Nettoertrag, 35. Uranbrenner, 37. Ran, 39. Ede, 40. Asphalt, 41. Eli, 43. Eva, 45. Ute, 46. Entgelt, 48. Erste, 50. Reate, 52. Fee, 53. Dom, 58. Paulus, 59. Ase, 61. Lie, 63. Ida, 64. Lehrer, 66. Ree, 67. Hel, 70. Gral, 71. Ding, 74. Beil, 76. Sole, 77. linear, 78. Etalon, 80. Hebel, 82. Dollar, 83. Narren, 86. lesen, 87. Arena, 90. Leid, 92. Affe, 94. Uhu, 96. arg, 97. Gel, 99. USA

SILBENRÄTSEL: 1. Dolmetscher, 2. Elegie, 3. Meißel, 4. Urne, 5. Toselli, 6. Isthmus, 7. Speiche, 8. Tendenz, 9. Didaktik, 10. Initial, 11. Einwand, 12. Fugger, 13. Äneas, 14. Honegger, 15 Isegrim, 16. Gimpel, 17. Kopernikus, 18. Epoche, 19. Irrlicht, 20. Tazette, 21. Zeughaus, 22. Ulster, 23. Drehbank, 24. Exhaustor, 25. Niere, 26. Kantate. — Demut ist die Fähigkeit, zu den kleinsten Dingen emporzusehen.

MAGISCHE TREPPE: 1. Tiara, 2. Iller, 3. Alibi, 4 Rebus, 5. Aristides, 6. Irene, 7. Decke, 8. Enkel, 9. Seele.

MAGISCHES QUADRAT: 1. Sulla, 2. Uriel, 3. Limes, 4. Leere, 5. Alsen.

BESUCHSKARTENRÄTSEL: Regierungsdirektor.

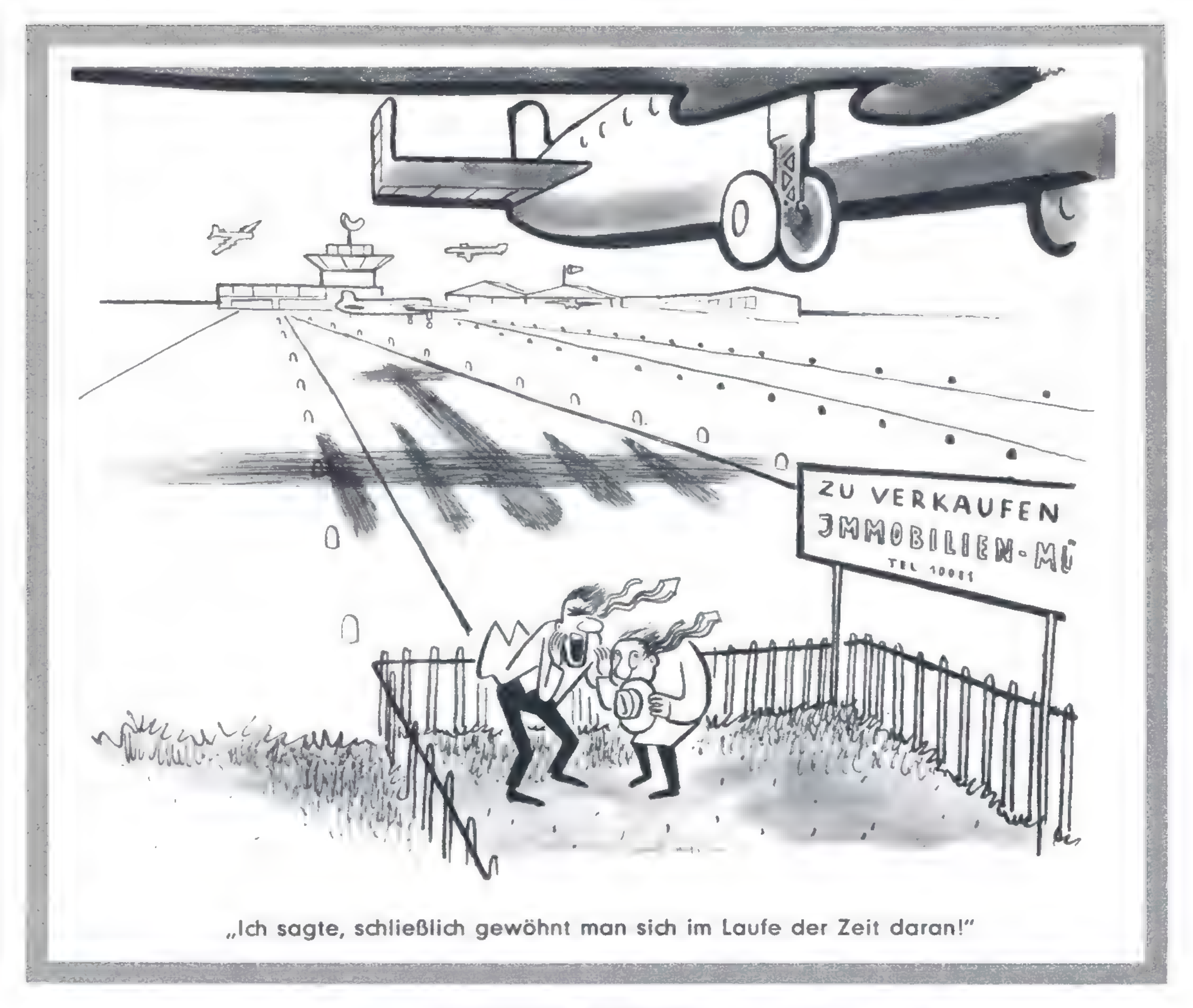
KREUZWORTRÄTSEL: W a a g e r e c h t : 1. Hoffart, 6. Oberst, 7. Rezat, 10. Skala, 12. Vierer, 13. Duenger. — S e n k r e c h t : 1. Horst, 2. Ober, 3. Fez, 4. Franken, 5. Ast, 8. starr, 9. Klee, 10. sie, 11. arg.



die
einzige
mit
frischer Sahne
STORCK
Probieren Sie Storck…
die einzige Schokolade mit frischer Sahne –
mit einem Zusatz frischer, flüssiger Sahne.
Schmecken Sie den Schmelz, den
sahnigen Schmelz. Kosten Sie Storck –
Storck-Schokolade zergeht auf der Zunge.
Storck: erlesene Zutaten, reiche Erfahrung
und – das richtige Rezept.
Storck
Vollmilch mit frischer Sahne
1,10
Nach alten Rezepten und Ihrem Geschmack STORCK



„Der Platz ist für heutige Verhältnisse fast geschenkt: Nur 20 Mark pro Quadratmeter!"



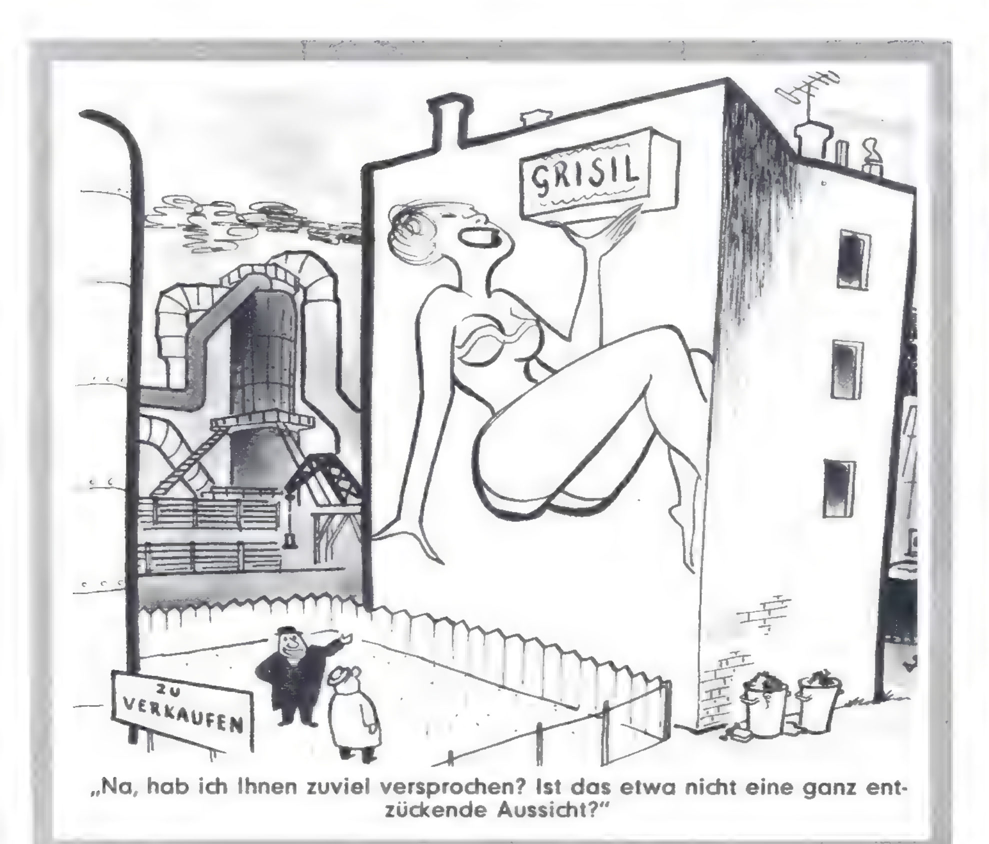
„Ich sagte, schließlich gewöhnt man sich im Laufe der Zeit daran!"

Wo man noch billig einen Bauplatz findet, meint Peter Großkreuz ...

... da laß dich ruhig nieder!



„Bei diesen Preisen hat's nur zu 2 qm gereicht — aber dann hatte ich diese Idee ..."



„Na, hab ich Ihnen zuviel versprochen? Ist das etwa nicht eine ganz entzückende Aussicht?"



„Wo finden Sie denn heute noch ein Grundstück in einer solch ausgesprochen stillen Lage!"



Alistair MacLean, der Autor, den die Welt liest, schrieb:

DIE KANONEN VON NAVARONE

Auf der einen Seite standen fünf Mann einer alliierten Kommandogruppe. Auf der anderen die Offiziere und Soldaten einer deutschen Gebirgsjäger-Einheit. Sie trafen sich 1943 auf einer Mittelmeerinsel im tödlichen Kampf — im Kampf um die Kanonen von Navarone

Der Regen strömte. Mallory und Louki schwammen in der Nacht durch Wellen und Brandung. Unheimlich stieg der Felsen der Festung von Navarone in die Dunkelheit.

„Ich sehe die Barkasse“, flüsterte Mallory. Die unklare Silhouette des Schiffes lag kaum fünfzehn Meter entfernt. Leise, unhörbar mit Beinen und Armen das salzige Wasser teilend, näherte sich Mallory dem Schiff des Kommandeurs der Festung Navarone.

Schattenhaft sah er auf dem Achterdeck, dicht hinter dem Luk zum Maschinenraum, einen Mann stehen, der unbeweglich nach der Festung und der Oberstadt blickte. Mallory umschwamm das Heck der Barkasse und tauchte an der anderen Seite, im Rücken des Soldaten, aus den Wellen. Vorsichtig nahm er die Mütze ab, nahm die Pistole und hielt sich mit der Linken an dem niederen Dollbord fest. Er wußte, daß er auf zwei Meter den Mann nicht verfehlen konnte. Aber er durfte ihn nicht niederschießen — noch nicht!

„Wenn Sie sich bewegen, lege ich Sie um“, sagte er halblaut auf deutsch. Der Mann erstarrte. Er hatte einen Karabiner in den Händen. „Gewehr auf den Boden! Nicht umdrehen!“ Der Soldat gehorchte.

In Sekunden war Mallory aus dem Wasser und an Deck. Leise trat er einen Schritt vor, drehte den Revolver um und schlug zu. Den besinnungslosen Soldaten legte er möglichst geräuschlos auf die Planken. Drei Minuten später waren auch Brown und Louki an Bord der Barkasse des Kommandeurs von Navarone.

Brown verschwand sofort im Maschinenraum. Im Schein der abgeblendeten Stablampe studierte er den ölglänzenden Dieselmotor mit den sechs Zylindern. „Das nenne ich eine Maschine“ sagte er fast ehrfürchtig zu Mallory.

„Können Sie auch starten?“

„Moment, Sir.“ Noch einmal glitt der Schein der Lampe über die Maschine, dann öffnete Brown die Benzinleitung und sagte: „Hat Doppelsteuerung. Können auch von oben anlassen.“

Pedantisch untersuchte er die Ruderanlage. Der Regen ließ nach. Ungeduldig wartete Mallory.

„Zwanzig nach elf, Brown“, sagte er. „Wenn die Zerstörer zu früh durchkommen, kann's uns passieren, daß wir tausend Tonnen Felsbrocken auf die Schädel kriegen.“

„Bin schon klar, Sir“, verkündete Brown.

„Na, dann bringen Sie den Kahn mal in Gang. Aber langsam und ohne Lärm!“

Brown hustete verlegen. „Wir liegen noch an der Boje fest. Vielleicht, Sir, sollten wir uns erst überzeugen, was wir an stationären Waffen, Scheinwerfern, Signallampen, Rettungswesten und Rettungsringen an Bord haben. Könnte nützlich sein, zu wissen, wo diese Sachen liegen“, schloß er in einem Ton, als sei das nicht sehr wichtig.

„Sie würden einen großartigen Diplomaten abgeben, Brown“, sagte Mallory. Als reine Landratte wußte er, daß er im Vergleich zu Brown keine Rolle spielen konnte. Und er scheute sich auch nicht, es offen zuzugeben.

„Aber wenn Sie fertig sind, dann steuern Sie uns aus dem Hafen, Brown?“

„Jawohl, Sir. Vielleicht bitten Sie Louki, zu mir zu kommen. Ich glaube zwar, das Wasser ist tief genug zu beiden Seiten. Aber es kann ja Hindernisse unter Wasser geben oder Riffe.“

Drei Minuten später surrte die Barkasse leise auf zwei Zylindern dahin. Mallory und Miller, noch in deutschen Uniformen, standen vor dem Ruderhaus. Plötzlich begann, etwa sechzig Meter vor ihnen, eine Signallampe zu blitzen.

„Nun wird euch mal ein alter amerikanischer Grenzer zeigen, wie's gemacht wird“, sagte Miller. Er schob sich näher an das MG, das im Bug an der Steuerbordseite montiert war.

Brown hatte Louki das Ruder überlassen und morste auf der Stablampe eine Antwort für die Deutschen. Für einen Augenblick setzte drüben das Blinken aus, dann setzte es wieder ein.

„Werden meine Morsezeichen schwer verstehen“, lächelte Brown grimmig. „Aber besser überhaupt eine Antwort als keine.“

Die Barkasse war noch etwa dreißig Meter von der Hafendurchfahrt entfernt. ‚Andrea ... Andrea ...‘ immer wieder bohrte dieser Name in den Köpfen Mallorys, Millers, Browns und Loukis. Aber das war das furchtbare Gesetz, das auch Andy Stevens getroffen hatte. Besser nicht denken ... nur nicht denken ... Eines Tages, wenn dieser Irrsinn weiterging, war jeder an der Reihe.

Zwei breite, weiße Strahlen, je ein Scheinwerfer zu jeder Seite der Hafendurchfahrt, stachen plötzlich in die Nacht. Sie überschwemmten den ganzen Hafen mit ihrem scharfen Licht. Doch nur für eine Sekunde, dann hatten zwei kurze Feuerstöße des Maschinengewehrs im Bug der Barkasse die Scheinwerfer zerschmettert.

„Alles hinlegen“, befahl Mallory. „Flach an Deck!“

Brown stellte die Maschine auf volle Fahrt. Das Donnern der sechs Zylinder des Dieselmotors verschluckte alle anderen Geräusche der Nacht. Fünf Sekunden — zehn ... schon lief die Barkasse in der Durchfahrt des Hafens. Fünfzehn, zwanzig ... und noch fiel kein Schuß — eine halbe Minute, und sie waren draußen, draußen aus dem unheimlichen, gefährlichen Navarone!

Hoch schob sich der Bug über die Wasserfläche, das Heck hinterließ ein langes, weiß leuchtendes Kielwasserband. Dann legte Brown das Ruder hart nach Steuerbord, um das Boot in den Schutz der steilen Klippen zu bringen.

„Ein Kampf ums Ganze, Boß, aber wir haben gewonnen.“ Miller sagte es und stand auf, seine Fäuste lagen auf dem MG. „Davon werden noch meine Enkel erzählen!“

Mallory schwieg und schüttelte den Kopf. Stumm ging er ins Ruderhaus.

„Fabelhaft“, sagte er, „ganz erstklassig gemacht, Brown! Drosseln Sie den Motor, wenn wir ans Ende der Klippen kommen. Unsere Aufgabe ist gelöst. Ich ... ich gehe nochmal an Land ...“

„Brauchen Sie nicht, Sir“, sagte Louki.

„Wie meinten Sie?“ Mallory sah Louki an.

„Sie kennen Andrea noch lange nicht, Sir, obwohl Sie es glauben. Bei den Klippen, so sagte Andrea, bei den Klippen werden wir uns wieder treffen — oder nie wieder!“

Unwillkürlich hatte Brown die Maschinen auf halbe Fahrt gedrosselt. Es wurde stiller. Und in diese Stille drang ein Klatschen, das Klatschen eines Körpers

Fortsetzung übernächste Seite

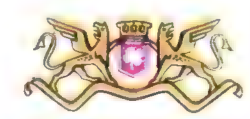
Reine
Natur
in jedem
Glas

Die Sonne Dalmatiens…

In jedem Glas ECKES-Edelkirsch schmeckt man den naturreinen Saft sonnengereifter Maraska-Kirschen.

Ein köstlicher Genuß – herbfruchtig-herzhaft – nach dem Geschmack unserer Zeit.





von internationalem Niveau

VON GLEICHER GÜTE: ECKES-APRICOT · ECKES 1857 KLOSTER-LIKÖR · ECKES-CURAÇAO



DIE KANONEN VON NAVARONE

der aus ziemlicher Höhe ins Wasser fällt. Mallory sprang aus dem Ruderhaus. Miller stand neben ihm, und zusammen spähten sie in die Dunkelheit. Und sie sahen, kaum sechs Meter vor der Barkasse, einen Kopf aus dem Wasser tauchen. Weit über Bord gebeugt streckten sie die Arme aus, als das Boot langsam an dem im Meer treibenden Mann vorüberglitt.

Wenige Sekunden später stand Andrea an Deck, mächtig tropfend, aber mit einem strahlenden Lächeln, das sein ganzes Mondgesicht verklärte. Mallory nahm ihn am Arm, führte ihn ins Ruderhaus und knipste über der Seekarte die kleine Lampe an, die ein weiches Licht gab.

„Mein Gott, Andrea . . ." stammelte er.

„Sie sind ja verwundet . . . Ihre Schulter, Andrea . . ." sagte Miller.

Andrea tat erstaunt. „Tatsächlich? Nur ein kleiner Kratzer, mein Freund", sagte er, obwohl der rote Fleck auf der durchnäßten Jacke sich vergrößerte.

„Kleiner Kratzer? Würden Sie auch sagen, wenn ein Arm abgerissen wäre. Aber für einen Chirurgen wie Dusty Miller eine Kleinigkeit. Kommen Sie mit runter in die Kajüte, Andrea!"

Die beiden verschwanden von Deck, Brown gab wieder Vollgas. Zuerst steuerte er die Barkasse nach Norden, um auch das geringste Risiko zu vermeiden, von den Hafenbatterien aus Navarone beschossen zu werden. Dann nahm er ein paar Meilen östlichen Kurs, um schließlich nach Süden in die Straße von Maidos einzuschwenken.

Mallory stand neben ihm im Ruderhaus. Plötzlich bemerkte er in der Ferne ein weißes Schimmern. Er berührte Brown am Arm und zeigte in die Richtung.

„Brandung, Brown? Oder vielleicht Riffe?" fragte er.

Brown blickte lange voraus, dann schüttelte er den Kopf.

„Bugwelle", sagte er gleichmütig. „Unsere Zerstörer kommen, Sir . . ."

★

Kapitänleutnant Vincent Ryan, Kommandant der „Sirdar", einer der neuesten britischen Zerstörer der S-Klasse, stand im überfüllten Kartenraum und zupfte nachdenklich an seinem prächtigen Piratenbart. Eine Bande so ruppiger, so schurkenhaft, zerfleddert und abgekämpft aussehender Burschen war ihm noch nie zu Gesicht gekommen. Er erinnerte sich, daß Kapitän Jensen sie als seine „Henkersknechte" bezeichnet hatte. Na, Jensen verstand es offenbar, seine Leute richtig auszuwählen . . .

„Falls einer der Herren unter Deck gehen will", schlug Kommandant Ryan vor, „heißes Wasser ist massenhaft da, auch trockenes Zeug — und warme Kojen, die wir heute nacht sowieso nicht benutzen."

„Verbindlichen Dank, Sir", sagte Mallory. Zögernd fuhr er fort: „Aber wir möchten noch gern den Abschluß sehen."

„Wie Sie wollen. Dann bleiben Sie auf der Brücke", erwiderte Vincent Ryan. „Natürlich auf Ihre eigene Gefahr", setzte er hinzu.

„Wir sind unzerstörbar. Uns stößt nichts zu", sagte Miller breit und grimmig.

Es regnete nicht mehr. Zwischen dem aufgerissenen Gewölk funkelten kühl die Sterne. Mallory stand da und sah — hart Backbord — die Insel Maidos und den mächtigen Felsklotz der Insel Navarone vorübergleiten. Achteraus, in etwa dreihundert Meter Entfernung, sah er, noch unklar und verschwommen, hohe Bugwellen vor düsteren Silhouetten.

„Keine Transporter?" fragte Mallory den Kommandanten des Zerstörers.

„Nein, keine. Nur Zerstörer. Bei diesem Unternehmen heißt es: Zack, ran und runter von der Insel. Da können wir keine Trödler gebrauchen. Wir sind ohnedies schon verspätet."

„Wie lange wird die Übernahme der zwölfhundert Mann dauern?"

„Eine halbe Stunde."

„Zwölfhundert Mann in einer halben Stunde?" Mallory konnte es nicht fassen.

„Mehr als zwölfhundert", sagte Ryan. „Die halbe Einwohnerschaft von Kheros will abhauen. So wird's also etwas länger dauern. Wir wollen ja auch von der Ausrüstung der Truppen so viel wie möglich mitnehmen."

„Wo wollen Sie diese Massen nur unterbringen?"

„Die Londoner Untergrundbahn um fünf Uhr nachmittags wird äußerst gemütlich sein im Vergleich zu uns. Aber irgendwie verstauen wir schon alle."

Mallory sah noch immer über das dunkle Meer nach Navarone. Noch höchstens drei Minuten, dann mußte hinter dem Vorgebirge der Schlund der Felsenfestung in Sicht kommen, die Geschützhöhle. Er fühlte eine Hand auf seinem Arm. Louki stand neben ihm mit traurigen Augen.

„Die Leute in der Stadt, Sir, wird denen nichts passieren?" fragte er.

„Nein, nichts, Louki. Miller hat erklärt, daß das Felsendach über der Höhle senkrecht in die Luft fliegen wird und fast die ganze Bescherung ins Hafenbecken fällt."

„Aber die Boote?"

„Kein Mensch ist an Bord der Boote. Um neun ist Zapfenstreich . . ."

Er drehte sich wieder um, denn er hörte seinen Namen:

„Hauptmann Mallory, hier ist Oberleutnant Beeston, mein Artillerieoffizier." Ryan hatte es gesagt, aber seine Stimme klang sehr kühl. „Oberleutnant Beeston macht sich Sorgen!"

„Allerdings tut er das!" Beeston sprach kalt, unpersönlich und arrogant. „Wie ich höre, haben Sie dem Kommandanten geraten, bei Beschuß kein Gegenfeuer zu geben?"

„Sie sprechen beinahe wie ein Nachrichtenansager im Rundfunk", sagte Mallory. „Aber es stimmt. Ich habe es geraten. Sie könnten nämlich die Kanonen von Navarone nur mit dem Scheinwerfer entdecken, und das wäre verhängnisvoll."

„Bedaure, ich verstehe Sie nicht, Hauptmann." Man konnte fast im Dunkeln erkennen, daß Beeston indigniert die Augenbrauen hochzog.

„Ganz einfach: Sie würden nur Ihre Position verraten, und schon die erste Salve der Kanonen von Navarone wäre ein Volltreffer. Ich habe Grund zu der Annahme, daß die Deutschen mit unheimlicher Präzision zu schießen verstehen."

„Die Marine nicht minder", warf Ryan, der Kommandant des Zerstörers, ein.

„Haben Sie eine Begründung, warum die so genau schießen", fragte Beeston.

„Radar", erklärte Mallory kurz. „Haben zwei riesige Radarschirme über der Festung."

„Wir haben auf der ‚Sirdar' seit einem Monat auch Radar", sagte Beeston steif. „Bilde mir ein, daß wir auch ein paar Treffer anbringen könnten, wenn . . ."

„Vorbeischießen könnten Sie kaum", bemerkte Miller breit. Sein trockener Ton war aufreizend. „Die Insel ist ja auch verdammt groß, junger Mann!"

„Was soll das heißen — zum Donnerwetter", polterte Oberleutnant Beeston los. „Wer . . . wer sind Sie überhaupt?"

Der Amerikaner blieb seelenruhig. „Unteroffizier Miller", sagte er und fuhr fort: „Muß aber schon ein sehr feines Gerät sein, wenn es eine Höhle aus ein paar hundert Quadratmeilen Felsen herauspeilen will."

Einen Augenblick blieb es still, dann murmelte Beeston etwas, was niemand verstand, und entfernte sich.

Der Himmel klarte weiter auf, der blaß leuchtende Mond schien fahl hinter Wolkenschleiern. Keiner sprach, keiner bewegte sich. Mallory merkte, ohne hinzusehen, daß Andrea neben ihm stand — und Miller und Brown und Louki. Dann beugte sich Andrea näher zu Mallory, als hätte er in dessen Gedanken gelesen, und sagte:

„Er müßte jetzt hier sein. Andy Stevens müßte bei uns sein. Daran denkst du doch, Keith — daran denkst du doch jetzt?"

Jäh blickte Mallory hoch. Dünn wie eine Lanze, grell rotgelb, stieß ein Flammenstrahl oben aus der Festung. Ein gewaltiges, mit schrillem Pfeifen vermischtes Donnern direkt über ihnen — und dicht hinter dem Zerstörer schlug eine Granate ins Wasser.

Mallory ballte die Fäuste und kniff den Mund zusammen. Er hörte, daß Artillerieoffizier Beeston mit Kommandant Ryan sprach. Sie blickten ihn beide an, und er erwiderte ihren Blick, ohne sie zu sehen. Was kam jetzt? Die zweite Granate? Oder vielleicht . . .?

Und Mallory sah sich wieder in der dunklen Munitionskammer . . . und er sah jetzt dort Menschen, ahnungslos der Vernichtung preisgegebene Menschen . . .

Sie bugsierten die Flaschenzüge der großen Granaten und Kartuschen zum Aufzug . . . höher stieg der Aufzug mit seiner tödlichen Last. Und die nackten Drähte lauerten nebeneinander. Fast geräuschlos rollte das blanke Führungsrad auf der glatten Schiene weiter . . . ein sanfter Stoß . . . all das sah Mallory, an Deck des britischen Zerstörers der Sonderklasse „Sirdar" stehend.

Eine weißliche Flammensäule steilte hundert Meter oder höher in den Nachthimmel, als die ungeheure Detonation der mächtigen Festung Navarone das Herz aus dem Leib riß. Kein nachzündelndes Feuer. Keine dunkle Rauchwolke. Nur der eine, blendend grelle Feuerstrahl, der für den Bruchteil einer Sekunde die ganze Stadt in Licht tauchte, bis in die Wolken zu stoßen schien und wieder verschwand, als sei er nie gewesen . . .

Und dann schlugen allmählich die Schallwellen an ihre Ohren. Und Sekunden später ein tiefes Donnern, als Tausende von Tonnen zersprengten Gesteins in den Hafen stürzten . . . eine ungeheure Masse von Steinbrocken und — die zwei großen Kanonen von Navarone.

Noch hatten sie den Donner des steinernen Sturzbachs in den Ohren, als der volle Mond hervorkam. Und genau über dem Bug, weit vorn, sahen sie, die Männer links und rechts von Hauptmann Mallory, im weißen Mondschein die Insel Kheros wie schlafend auf der Meeresfläche liegen.

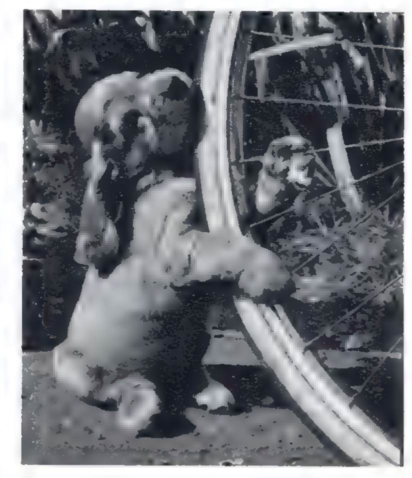
— E N D E —

Susi

— der Redaktionshund der REVUE



Ich lerne jetzt Harfe.
Das ist etwas wert.
Ein Griff in die Speichen
Ergibt ein Konzert.



Das „Gis" war nicht richtig,
Der Schlauch dämpft den Ton.
Ich beiß in den Gummi,
Dann stimmt es auch schon!

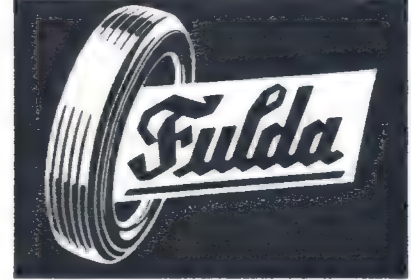


Die Luft ist verschwunden,
Der Schlauch nur ist dran,
Entwischt die Akustik,
Zu steil war mein Zahn.



Ventil: noch in Ordnung,
Das Rad: ruiniert!
Das kommt, wenn ein Hund
Mit dem Rad musiziert.

Fotos: Paul Kaye



Fest in der Spur — mit FULDA M+S

Schneeverhangen der Himmel. Früh bricht die Dunkelheit an. Die Straßen sind glatt und verschneit. Doch FULDA-Reifen M + S greifen mit ihrem Spezialprofil hinein in den zermahlenen Brei aus Schnee und Eis. Der Wagen trägt Winterschuhe — rutschfest und haftsicher. Sie kommen gut voran bei Matsch und Schnee mit FULDA M + S. Ein Gebot der Sicherheit: mit FULDA M + S durch den Winter!

Man sollte wissen:
M + S gehören zuerst natürlich auf die Antriebsräder. Vollendete Straßenlage allerdings sichern Ihnen nicht zwei, sondern vier M + S - Reifen!

FULDA-REIFEN HALTEN UND GREIFEN

Gummiwerke Fulda K. G. a. A. Fulda

ONKO
KAFFEE
GOLD

Männer wollen verwöhnt werden und was täte eine Frau wohl lieber, als ihren Mann verwöhnen? Das fängt schon beim Frühstück an. Trinkt er gern guten Kaffee – und die meisten Männer tun das, auch wenn sie es nicht sagen – dann machen Sie ihm eine besondere Freude, wenn Sie ihm Onko Kaffee vorsetzen. Der beste aller Bremer Onko Kaffees ist Onko-Gold.

Aber warum sollte ein Mann nicht auch seine Frau verwöhnen – z. B. mit dem neuen ONKO-KAFFEE-AUTOMATEN? Völlig selbsttätig brüht er einen köstlichen Kaffee – und immer gleich gut. Man braucht nur das Wasser einfüllen, den frisch gemahlenen Onko Kaffee auf den Filter zu schütten. In wenigen Minuten ist das herrlich duftende Kaffeegetränk fertig und wird sogar auf Trinktemperatur gehalten. Der Onko-Kaffee-Automat erschließt die ganze Fülle der feinen Aromastoffe.

Vollkommener Kaffee –

ONKO KAFFEE

vollendete Zubereitung –

ONKO AUTOMAT



Kavaliere neuer Schule wandeln in Amerika auf den Spuren der (in Ostasien fast schon ausgestorbenen) Rikscha-Kulis. Eine Rikscha ist — laut Lexikon — „ein zweirädriger Wagen, der von einem Menschen gezogen wird und zur Beförderung von Personen dient". Ein paar Studenten in Texas fingen damit an; in Kalifornien lief das erste Kuli-Rennen, und schon beginnt die neue Leidenschaft, auf das alte Europa überzugreifen. Auch in Deutschland wird der Hans-Albers-Song „Komm in die Schaukel, Luise" (aus dem Molnar-Lustspiel „Liliom") bald in der modernen Fassung „Komm in die Rikscha, Luise" gesungen. Das „Abschleppen von Damen" ist nicht nur Huldigung, sondern auch Ausgleichssport: gut gegen die Managerkrankheit, versichern die Rikscha-Hersteller. US-Polizei bemüht sich heute schon, das Rikscha-Parkplatzproblem zu lösen (Bild rechts)



Ein neuer Ausgleichssport, bei dem Männer ihre Pfunde verlieren:

Komm in die Rikscha, Luise

Der Rikscha-Betrieb wirft neue verkehrsrechtliche Probleme auf: In Deutschland wurde das Nebeneinander-Fahren von nichtmotorisierten Zweirädern erst vor einigen Jahren neu geregelt: es ist nur gestattet, wenn der übrige Verkehr dadurch nicht gehemmt wird. Eine Bestimmung, die es Rikscha-Kulis verbietet, Seite an Seite durch die Stadt zu ziehen (rechts: in Fort Worth, Texas) fehlt bisher noch in der deutschen Straßenverkehrsordnung. Und das Personenbeförderungsgesetz bezieht sich nicht auf gelegentliche **Kleintransporte aus Liebe**





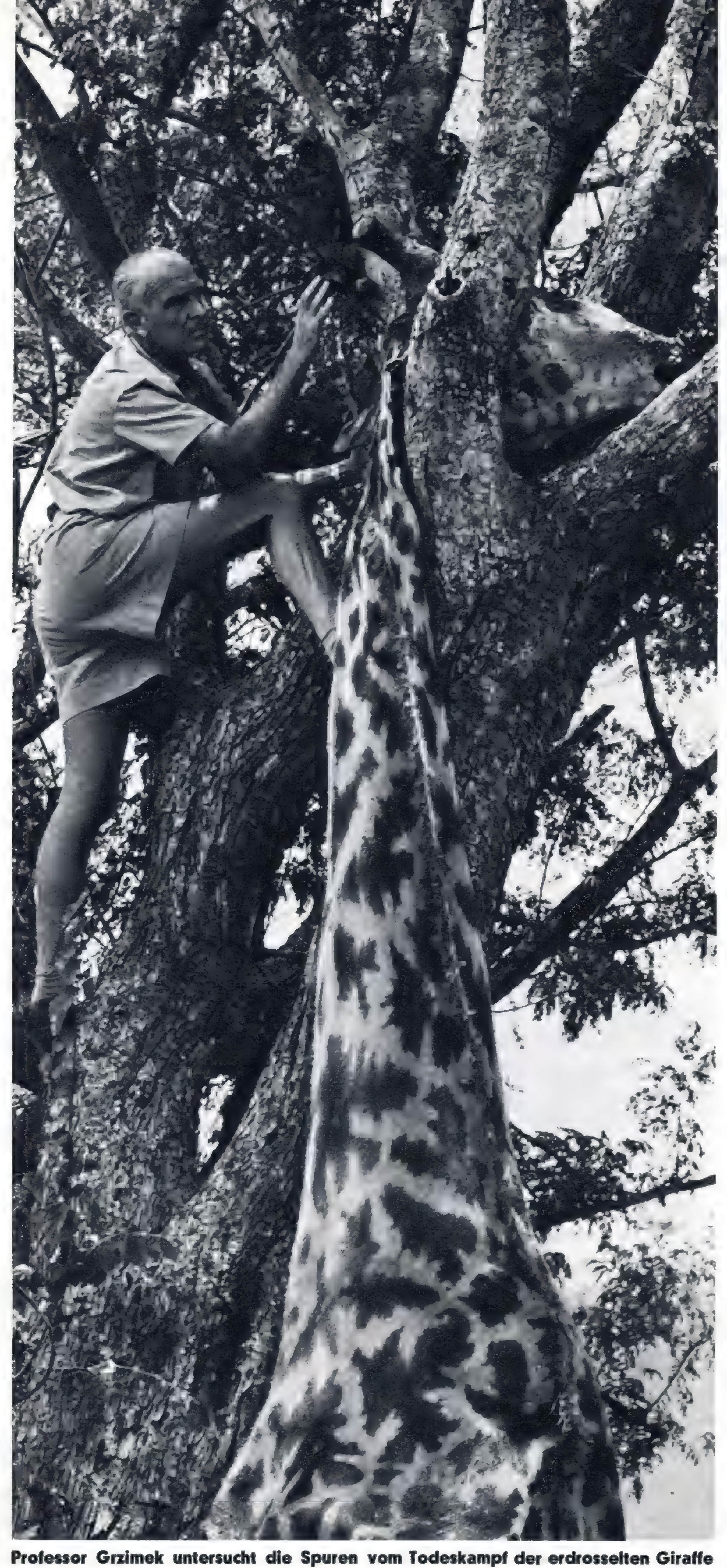
Fern jeder Hast reift Chantré!

Golden funkelt Chantré im Glas.
Fern jeder Hast gewann er seine Reife,
seine Milde und Bekömmlichkeit.
Herz und Seele guter Weine leben im Chantré.



So gut* so mild* so reif*

10 I 61


Professor Grzimek untersucht die Spuren vom Todeskampf der erdrosselten Giraffe

Der Biologe in REVUE

Erschütternde Tragödie in der Serengeti-Steppe: Der qualvolle Tod im Geäst der Schirmakazie

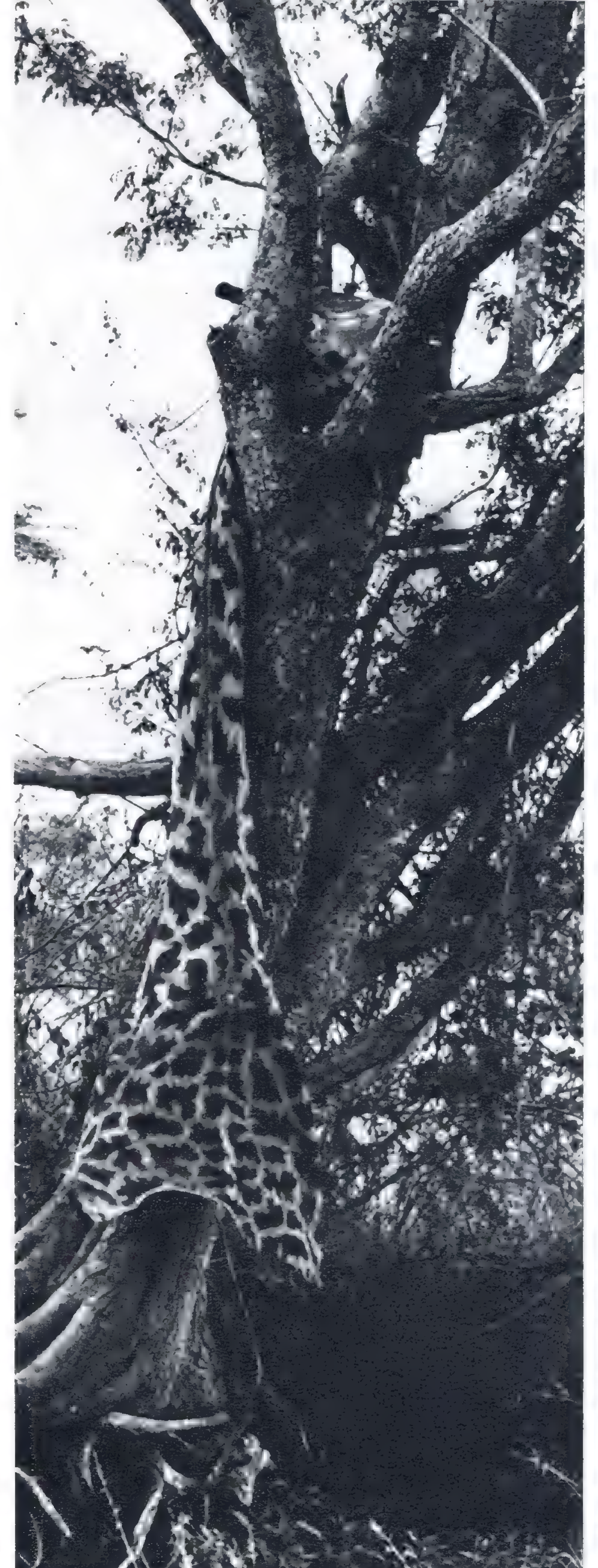
Eine Giraffe erhängte sich

Von Prof. Dr. Dr. Bernhard Grzimek, Frankfurt

Als ich kürzlich mit dem Geländewagen durch den neu hinzugekommenen Teil des Serengeti-Nationalparks an der Grenze von Kenia fuhr, fiel mir auf, daß in einer Akazie eine große Giraffe ganz unbeweglich stand. Auch als ich näher herankam, rührte sie sich nicht: Sie war tot und vertrocknet. Vögel hatten ihr die Augäpfel und die Zunge herausgepickt, die Haut war wie gegerbt. Als ich emporkletterte, konnte ich den Giraffenkopf, der in einer Astgabel festgeklemmt war, nicht bewegen.

Die zerschrammte Rinde des Baumes und der Boden darunter verrie-

Eine Giraffe erhängte sich



Ihr Körper fiel den Hyänen zum Opfer

Das unglückliche Tier war im schlammigen Grund ausgerutscht und hatte sich mit seinem Kopf im Geäst der Akazie verfangen. Jetzt hing nur noch der Hals am Todesbaum. Der Unterteil des Giraffenkörpers war von Raubtieren weggerissen und verschleppt worden



Der Giraffenbulle blieb ungerührt

Während Professor Grzimek den Spuren eines verzweifelten Todeskampfes nachging, näherte sich voller Neugier ein ausgewachsener Giraffenbulle dem Baum. Ihn interessierte jedoch nur der lebende Mensch — der Körper des toten Gefährten blieb völlig unbeachtet

ten, was hier geschehen war. Die mächtige Massai-Giraffe hatte im Geäst dieser Schirmakazie am Ufer eines kleinen Wasserlaufs geweidet. Dabei war sie offensichtlich mit den Füßen in den schlammigen Bach abgerutscht, wodurch ihr Kopf zwischen zwei engen Stämmen hängenblieb. Das Tier hatte verzweifelt versucht, aus dem glitschigen Bachbett mit den Füßen wieder heraus auf höheres Gelände zu kommen. Da es aber das Gleichgewicht schon völlig verloren hatte und Kopf und Hals verdreht waren, gelang das nicht. Offensichtlich hatte sich die Giraffe nicht das Genick gebrochen, sondern war allmählich in verzweifelter Gegenwehr gestorben.

Vielleicht hatten Raubtiere ihre Angst und Qualen schon eher beendet, denn der untere Teil des Körpers war weggerissen. Vierzig, fünfzig Meter von dem aufgehängten Vorderteil lagen die riesigen Knochen der Beine, ein Schulterblatt, die Rippen und das Becken verstreut im Gras. Den Oberteil des Körpers hatten die Hyänen und Schakale wohl nicht erreichen können.

Ich habe mich hingesetzt und habe nachempfunden, was hier geschehen war. Die Natur ist nicht so paradiesisch und friedlich, wie wir Leute aus der Stadt uns das oft vorstellen. Sie ist grausam.

Während ich meinen Gedanken nachhing, merkte ich auf einmal, daß ein riesiger Giraffenbulle bis auf fünfzig Meter hinter mir herangekommen war. Er sah nicht auf den erhängten Kameraden im Baum. Mit interessiert vorgeklappten Ohren blickten seine milden großen Augen aus sechs Meter Höhe auf mich herab, auf den merkwürdigen kleinen Zweibeiner mit der hellen Haut.

ENDE

täglich frisch + strahlend weiß



im Nu sauber,
trocknet
stundenschnell,
absolut bügelfrei,
immer glatt –
wie neu,
porös –
atmungsfreudig

100% NYLON
DM 19.75

nur
die
textil

OBERHEMD-BÜGELFREI

Die Zigeunerin vom Sacromonte

Von Rolf Buron

Er hatte sich seine erste Spanienreise anders vorgestellt: nicht mit diesem Albtraum auf der Seele ... Und als Monika dann auch noch sagte: Wir fahren zu den Zigeunern nach Granada — da wußte er, es würde ein Unglück geschehen

Er schob die Manschette zurück und sah auf die Uhr. Zehn Minuten nach vier. Durch das kleine Bordfenster fiel die Sonne schräg auf die Zeitschrift, die auf seinen Knien lag. Das weiße, glänzende Papier blendete ihn. Er schloß die Augen.

Sechzehn Uhr zehn. In einer halben Stunde mußten sie da sein.

Das Dröhnen der Motoren hatte etwas Aufreizendes. Christian Bürger öffnete die Augen wieder, sah hinaus. Unter der silbernen Tragfläche flog das Land zurück, braunes Land, verdorrtes gelbes Land, nur dann und wann ein Stückchen Grün. Ein ausgetrocknetes, steiniges Flußbett. Zwei, drei weiße Häuser, ein paar Olivenbäume dazwischen. Und dann, weit voraus, blau im Blau des Himmels, die Berge der Sierra Nevada.

Christian Bürger lehnte sich zurück. Eine halbe Stunde hatte er noch. Ich hätte mich nicht darauf einlassen dürfen, dachte er mißmutig. Ich hätte Peter sagen müssen, daß es so nicht geht ...

Er griff nach der Zeitschrift, versuchte zu lesen. Aber seine Gedanken erfaßten den Sinn der Worte nicht, die er las.

Er legte das Heft auf den freien Sitz neben sich. Holte ein paar farbige Prospekte aus dem Netz an der Rücklehne des Vordersitzes, blätterte sie flüchtig durch.

Bienvenido en España. Willkommen in Spanien.

Er hatte sich seine erste Spanienreise anders vorgestellt, nicht mit diesem Albtraum auf der Seele.

Mein Gott, ich hätte es wirklich nicht tun dürfen, dachte Christian wieder. Wir sind doch alle erwachsene Menschen ...

Aber so war es mit Peter. Man konnte ihm nichts abschlagen, er, Christian, schon gar nicht, und wenn er sich selber in die größten Schwierigkeiten damit brachte ...

Er fuhr leicht zusammen, als die Stewardeß seinen Arm berührte. „Por favor, señor — auch Sie müssen sich anschnallen."

War es schon so weit?

Christian sah durchs Kabinenfenster mit rasender Geschwindigkeit die tiefblaue, weißgeäderte Fläche des Meeres auf sich zukommen, dann den breiten gelben Sandstreifen der Küste. Dann kippten Land und Meer wieder unter ihm weg — die Maschine hatte die Kurve ausgeflogen und setzte zur Landung an.

Dann stand er, hilflos eingekeilt in eine lärmende Menge, vor dem Flughafengebäude, das so gar keine Ähnlichkeit mit irgendeinem Flughafengebäude hatte, das Christian Bürger kannte. Das weiße flache Haus mit Terrassen und Säulen, über und über mit dunkelvioletter Bougainville bewachsen, das weite steppenartige Feld ohne Betonpiste oder Landebahn, überhaupt das Fehlen all dessen, was sonst die Atmosphäre eines Flugplatzes ausmachte, verwirrte ihn jetzt.

Er sah sich um, fragte sich, wie er an sein Gepäck kommen könne, als er die Stimme hörte.

„Sie sind Peter Horn, nicht wahr?"

Christian sah zuerst nur die große weiße Nelke am Kragen des dunkelblauen Kleides. Wie albern, dachte er flüchtig, weiße Nelke als Erkennungszeichen ...

„Nein — das heißt, ja — natürlich ..." stammelte er.

Er faßte an den Aufschlag seiner Jacke. Auch dort steckte eine weiße Nelke.

„Sehen Sie, ich wußte es gleich", sagte jetzt das Mädchen vor ihm fröhlich. „Mein Name ist Monika Marten ..."

★

„Sie heißt Monika Marten — und du wirst sehen: sie ist ein Prachtmädchen."

Das hatte Peter Horn vor genau einer Woche zu Christian Bürger gesagt.

„Woher willst du denn das wissen?" hatte Christian zaghaft zu opponieren gewagt, „du hast sie doch selbst noch nie gesehen."

„Das macht nichts — ich weiß das eben", hatte Peter kategorisch erklärt.

Das also war vor einer Woche gewesen, und es hatte wie üblich damit geendet, daß Christian ja und amen zu allem gesagt hatte ...

Sie saßen auf der großen Dachterrasse von Peters kleiner Wohnung. Es war ein Sommerabend, obwohl der September schon fast vorbei war. Von fern drang der Verkehrslärm der Großstadt herauf zu ihnen in den achten Stock, aber von irgendwoher kam auch der Duft von Blumen und feuchtem Laub.

„Trink noch einen", sagte Peter, „du wirst es brauchen können."

Er hatte am Nachmittag bei Christian angerufen. „Kannst du am Abend zu mir kommen? Ich habe einen Anschlag auf dich vor."

Christian hatte sofort gewußt, daß es wieder eine Mädchengeschichte war. Bei Peter war es immer eine Mädchengeschichte. Und immer war dann das Ende vom Lied, daß Christian kommen mußte, um die Scherben zu kitten, wenn das noch ging, oder sie beiseite zu räumen.

„Weißt du", sagte Christian jetzt ungewohnt mutig, „Freundschaft hin Freundschaft her — aber diesmal verlangst du einfach zu viel von mir. Eine Spanienreise ist ja schließlich kein Wochenendausflug und ..."

„Also dramatisier das doch nicht gleich so furchtbar", unterbrach ihn Peter. „Du wolltest doch ohnehin in Urlaub fahren. Du wolltest ohnehin mal nach Spanien. Also bitte. Und nun liefere ich dir auch noch eine reizende Urlaubsgefährtin dazu ... Ich würde ja zu gern selber fahren, aber ich darf mir diesen Auftrag einfach nicht entgehen lassen."

Christian war machtlos dagegen. Es stimmte alles, was Peter sagte.

„Also abgemacht", entschied Peter jetzt leichthin, aber mit einer Stimme, die keinen Widerspruch mehr zuließ. „Du fliegst am nächsten Donnerstag nach Malaga. Du bist für ein paar Tage nicht der mürrische und halsstarrige Arzt Dr. Christian Bürger, sondern der junge erfolgreiche Architekt Peter Horn. Du wirst eine weiße Nelke im Knopfloch tragen. Und dich wird dort eine junge Dame erwarten, die ebenfalls eine weiße Nelke trägt. Und du wirst, wenn du dich nicht zu dumm anstellst, mit ihr einen

Fortsetzung übernächste Seite

Die Zigeunerin vom Sacromonte

zauberhaften Urlaub an der goldenen Küste von Malaga verbringen ..."

Er hielt einen Augenblick inne, um zu sehen, ob der Köder schon wirkte.

„Natürlich", fuhr er sofort weiter, „steht es dir auch frei, wenn du es für richtig hältst, nach einiger Zeit schonend und behutsam dein Inkognito zu lüften und der jungen Dame zu sagen, wer du wirklich bist, wenn sie sich erst einmal an dich gewöhnt hat. Das wird vielleicht sehr rasch geschehen, denn sie kennt mich ja nur aus den paar Briefen, die ich ihr geschrieben habe, und die werden sehr schnell verblassen, wenn du erst mit der ganzen Kraft deiner Persönlichkeit ..."

„Hör schon auf", stöhnte Christian, kaum noch zum Widerstand fähig. „Es gibt nichts als diese Briefe?"

„Nur diese Briefe!"

„Keine Fotos?"

„Keine Fotos!"

So leichtfertig konnte wirklich nur Peter Horn sein. Ein Inserat in der Zeitung. Ein paar Briefe hin und her. Und schon war er Feuer und Flamme für den Vorschlag, den ihm das junge Mädchen machte: Sie verbringe ihren Urlaub in Malaga, schrieb sie, und sie fände es reizend, wenn Peter es einrichten könne ... die erste Begegnung gleichsam auf neutralem Boden ...

Peter fand das großartig und sagte kurzentschlossen zu. Und nun hielt ihn ein Auftrag fest, ein Auftrag, der über seine weitere Karriere entscheiden konnte. Peter wollte dem Mädchen nicht in letzter Minute absagen, das hätte zu billig, zu sehr nach Ausrede geklungen. Und schließlich war ja Christian noch da.

„Mach mir keine Schande", sagte Peter zum Abschied. „Und hier — deine Hausaufgabe bis zum Abflug."

Er drückte ihm ein kleines Paket Briefe in die Hand. Absender: Monika Marten.

★

Jetzt stand sie vor ihm, auf dem Flugplatz von Malaga, im Licht dieses späten südlichen Nachmittags: Monika Marten.

Und, das stellte Christian trotz all seiner Verwirrung sofort fest, sie war wirklich bezaubernd. Das dunkelblaue weißgepunktete Kleid mit dem weiten schwingenden Rock, das klare sonnengebräunte Gesicht mit den merkwürdigen bernsteinfarbenen Augen, den matten Goldglanz über dem dunklen Haar — das alles umfaßte er mit einem Blick.

„Ich freue mich sehr", sagte er dann, und er meinte es auch.

Monika mußte lachen über den feierlichen Ernst, mit dem er es sagte. Christian sah sie kurz und erstaunt an und lachte dann ebenfalls.

Dieses Mädchen nahm ihm jede Befangenheit. Er hatte es sofort gespürt. Alles was sie sagte, war natürlich, was sie tat, selbstverständlich.

„Ich lasse Sie jetzt in Frieden, denke ich, bis zum Abendessen", sagte sie, als sie ihn später im Hotel ablieferte. „Und dann würde ich Ihnen gern eine kleine Bodega zeigen, die ich gestern entdeckt habe ..."

Als sie dann in dem dämmrigen Raum saßen mit den riesigen Fässern an den Wänden, kam es ihm vor, als seien sie seit Jahren miteinander vertraut.

Nur wenn sie Peter zu ihm sagte, zuckte Christian innerlich jedesmal zusammen. Und dann wurde ihm bewußt, daß dieses Mädchen mit ihrem bezaubernden Lächeln gar nicht ihn meinte, sondern Peter, der daheimgeblieben war, und er wurde jedesmal ein wenig trauriger.

Sie hob das Glas mit dem Manzanilla.

„Ich glaube, ich überfordere Sie, Peter. Ich vergesse, daß Sie einen anstrengenden Flug hinter sich haben. Sie sind müde, nicht wahr?"

Christian sah betroffen auf. War er so wenig unterhaltsam?

„Ich glaube, ich bin es wirklich", sagte er nur. „Entschuldigen Sie bitte."

★

Dann kamen ein paar Tage, in denen sie fast ständig beisammen waren. Sie schwammen im Meer und lagen stundenlang nebeneinander im Sand, sie aßen mittags zusammen in einer der Tavernen am Strand, sie saßen abends in den Bodegas der Altstadt und tranken Manzanilla oder Jerez — aber die spontane Vertrautheit des ersten Abends war nicht wieder zwischen ihnen aufgekommen.

Spürte sie, daß irgend etwas nicht in Ordnung war?

Christian wußte es nicht. Er wußte auch nicht, was Monika über ihn dachte. War sie, nach Peters Briefen, von ihm, den sie für Peter hielt, enttäuscht?

Sie gab sich fröhlich und unbekümmert, war es wohl auch, und Christian genoß jede Stunde, die er mit ihr zusammen war — und doch blieb da dieser Rest von Unausgesprochenem, Ungeklärtem zwischen ihnen . . .

„Peter."

Sie sah ihn über den Rand ihres Glases hinweg an.

„Ich möchte nach Granada fahren. Ich möchte die Alhambra sehen und ich möchte mir von den Zigeunerinnen am Sacromonte meine Zukunft sagen lassen . . ."

Sie fuhren nach Granada. An diesem Morgen, als sie den Zug bestiegen, hatte Christian das sichere Gefühl, daß sich an diesem Tag etwas ereignen würde, etwas, das ihm Angst machte.

Ich werde es ihr heute endlich sagen, beschloß er. Wir werden nicht aus Granada zurückkommen, ohne daß sie weiß, wer ich bin und wer Peter ist.

★

„Peter." Sie nahm seine Hand und drückte sie ganz fest. „Ich bin glücklich."

Sie standen unter einem der maurischen Bogenfenster der Alhambra von Granada und sahen hinunter auf den stillen Hof mit dem Löwenbrunnen. Es waren an diesem Herbsttag fast keine Touristen da, die Alhambra gehörte nur ihnen beiden. Der Wind fuhr leise durch das Laub der Bäume, und das Wasser des Brunnens plätscherte von Becken zu Becken, sonst war Stille. Sie liefen Hand in Hand durch die hohen feierlichen Säle, und ihre Schritte hallten seltsam laut in dieser Stille.

Sie hob die Hand und deutete auf einen Hügel, der sich jenseits des Tales erhob. „Dorthin fahren wir am Abend — zu den Zigeunern vom Sacromonte."

In diesem Augenblick war wieder ganz stark das Gefühl der Bedrohung über Christian gekommen, das er sich nicht erklären konnte.

Sie hatten einen kleinen Wagen genommen. Der Kopf des Kutschers vor ihnen nickte im ungleichmäßigen Trott des holprigen Gefährts, die Eselshufe klapperten durch enge Gassen, über eine Brücke, dann eine Straße bergan.

Sie hielten sich an den Händen, sprachen kaum ein Wort. Es begann zu dämmern.

Der Kutscher hielt auf einem kleinen stillen Platz, es war kaum mehr als eine Verbreiterung der Straße, ein Halbrund in den Berg gehauen.

„Estamos — wir sind da."

Drunten glommen die ersten Lichter







Die Zigeunerin vom Sacromonte

von Granada auf. Drüben lag, im Dämmer des grünen Parks, die Alhambra.

Plötzlich waren Monika und Christian von einer Schar unglaublich schmutziger und zerlumpter Kinder umringt, und die Luft war erfüllt von ihrem Geschrei. „Give me cigarettes, money." Sie glaubten, daß alle Touristen „americanos" seien.

Und dann stand die alte Frau vor ihnen. Stechende Augen im lederbraunen Gesicht, in ein phantastisch anmutendes kardinalsrotes Gewand gehüllt, Münzen baumelten am Kopftuch, riesige Ringe an den Ohren.

Mit einer einzigen Bewegung jagte sie die Kinder weg.

„Vengan, por favor — kommen Sie."

Sie ergriff Christian bei der Hand, zog ihn mit sich fort, Monika folgte ihnen zögernd.

Die Zigeunerin nahm einen Vorhang aus Perlenschnüren zur Seite, der vor der Öffnung einer Höhle hing, und ließ sie eintreten.

Die Höhle war überraschend groß und sauber. Die Wände weiß gekalkt, glänzendes Kupfergeschirr hing daran.

Die Alte rief ein paar Worte in den dämmrigen Hintergrund der Höhle. Ein junges Mädchen kam heran, kaum fünfzehnjährig, aber es hatte den Blick und den Gang einer erfahrenen Frau. Sie stellte einen Krug und zwei Gläser vor Christian und Monika nieder, die auf zwei Hockern vor einem Tischchen Platz genommen hatten.

Dann ergriff sie ein Tamburin, das an der Wand hing, und begann zu tanzen. Mit trägen, fast animalischen Bewegungen tanzte sie einen monotonen und seltsam faszinierenden Tanz, der von dem Schlag des Tamburins manchmal wie von Synkopen durchzuckt wurde. Das schwarze Haar fiel ihr übers Gesicht, es schien sie nicht zu kümmern, sie war wie in Trance . . .

Christian hätte später nicht zu sagen vermocht, wie lange es gedauert hatte, er sah das Mädchen an und trank mechanisch den schweren Wein, und er erwachte erst, als, nach einem letzten Synkopenschlag, das Mädchen verschwunden war, als sei es nie dagewesen, und die alte Zigeunerin sich bereits um Monika bemühte. Sie hatte ihre Hand ergriffen und murmelte den professionellen Singsang der Wahrsagerinnen vor sich hin, unverständliches Zeug, in dem nur das deutsche Wort „Glück" immer wiederkehrte. Und dabei streifte sie Christian mit einem Blick, der nicht zu mißdeuten war.

Schließlich forderte sie eine unverschämte Summe, die Christian anstandslos zahlte, weil er froh war wegzukommen aus dieser Höhle, von dieser Alten, deren Nähe ihm plötzlich unerträglich schien.

Die Zigeunerin war überrascht, daß er nicht feilschte. Sie wollte ein übriges tun, hielt auch ihn fest, sagte: „Ihre Zukunft!" Die Hand, die er ihr hinhielt, schob sie verächtlich zur Seite.

„Ihren Namen — Ihr Geburtsdatum . . ." Sie sprach jetzt deutsch.

„Peter Horn . . ."

Christian zögerte. Aber ehe er weitersprechen konnte, kam ihm Monika zuvor. Sie kannte Peters Geburtstag, sie hatte ihm vor kurzem dazu geschrieben.

„Geboren am 1. September", sagte sie.

Die Alte sah Christian nicht mehr an. Ihre Augen waren ganz starr, blicklos.

„Peter Horn", murmelte sie wie abwesend, „geboren am 1. September . . ." Und dann sagte sie, mit plötzlich völlig veränderter Stimme: „Sie müssen sich am 8. Oktober in acht nehmen — der 8. Oktober ist ein tödliches Datum . . ."

Sie wandte sich um. Ohne einen Blick, ohne einen Gruß ging sie in die dämmrige Tiefe der Höhle zurück.

Christian und Monika stolperten ins Freie.

„Vamos", rief der Kutscher, der auf sie gewartet hatte.

★

„Christian."

Sie sagte jetzt Christian zu ihm, denn an jenem Abend in Granada hatte er ihr alles erzählt. Sie hatte es ohne Überraschung aufgenommen, wie eine Geschichte, die sie längst kannte. Und zum Schluß hatten sie beide sehr darüber gelacht, und sie hatten Peter eine Karte geschrieben. Seitdem hatte sie sich nicht einmal versprochen.

„Christian, weißt du was heute für ein Tag ist?"

Christian Bürger war nicht abergläubisch. Um so mehr wunderte er sich selbst, wie oft er an die Zigeunerin vom Sacromonte dachte. Er mußte nicht erst auf den Kalender sehen, der über der Anrichte auf der Frühstücksterrasse hing, um zu wissen, welcher Tag war.

Es war der 8. Oktober.

Dachte auch Monika an die Zigeunerin vom Sacromonte?

„Natürlich weiß ich es", sagte Christian leichthin. „Heute ist unser vorletzter Tag in Malaga."

Gegen Mittag schwamm er lange im Meer. Er schwamm weit hinaus, und als er zurückkam, stand Monika am Strand, und sie war ganz blaß.

„Gott sei Dank, daß du wieder da bist", flüsterte sie.

Da wußte er es: auch sie hatte die ganze Zeit an die Zigeunerin gedacht.

Von da an ließen sie sich den ganzen Tag über nicht mehr aus den Augen, sie hielten sich förmlich aneinander fest. Und abends taten sie, was sie nie zuvor getan hatten: sie suchten eine dieser lauten, neonglitzernden Touristenbars auf, in denen die Fremden tanzten.

Als sie, nach Mitternacht, nach Hause gingen, Hand in Hand unter den Platanen der Uferstraße, gestand Monika: „Ich bin so froh, daß dieser Tag vorbei ist."

Und dann brachten sie es sogar fertig, über ihre alberne Angst zu lachen.

★

Zwei Tage später saßen sie bereits in Barrajas, dem Flugplatz von Madrid. Sie hatten sich ganz plötzlich entschlossen, den letzten Urlaubsabend in München mit Peter Horn zu verbringen.

Sie hatten noch eine Stunde bis zum Abflug der Maschine nach Deutschland.

„Ich hol' uns ein paar deutsche Zeitungen", sagte Monika. Sie waren zwei Wochen ohne Zeitungen und Radio gewesen.

Als sie zurückkam, wußte Christian sofort, daß etwas geschehen war. Mit seltsam fremden Bewegungen ging sie zwischen den Tischen der Terrasse hindurch, ihr Blick schien nichts wahrzunehmen.

Sie setzte sich ohne ein Wort und legte die Zeitung vor ihn hin. Es war das Abendblatt vom 9. Oktober.

Der Bericht war ganz kurz.

„Bei der Besichtigung einer Großbaustelle kam der junge erfolgreiche Architekt Peter Horn ums Leben. Das Unglück ereignete sich gestern, als ..."

Gestern: das war der 8. Oktober.

Ganz von fern, wie durch einen dichten Nebel, hörte Christian Monikas Stimme.

„Peter Horn ... geboren am 1. September ..."

— ENDE —

STERNEN WELTBILD

Wochenhoroskop

Vom 13. bis 19. November 1961

Die Glückspilze dieser Woche:



WAAGE

Erfolge auf der ganzen Linie! Sie können jetzt auch schwierige Probleme lösen. Gute Neuigkeiten. Glück in der Liebe!



SKORPION

In allen Dingen des täglichen Lebens haben Sie eine glückliche Hand. Schöne Überraschungen. Ihre Leistungen steigen!



STEINBOCK

Die Zeit ist günstig für neue Pläne. Alle Schwierigkeiten werden überwunden. Auch privat gibt es viele schöne Erlebnisse.



FISCHE

Alle Vorteile sind auf Ihrer Seite. Sie finden jetzt beruflich Anerkennung und Förderung. Neue Freundschaften, Abwechslung.

WIDDER: 21. 3. — 20. 4.

21.—31. III. Sie kommen beruflich nicht richtig weiter. Dagegen sind Studien und geistige Arbeiten sehr begünstigt. Ihre Umgebung bringt Ihnen Verständnis entgegen. Glückliche Stunden am Wochenende. — **1.—10. IV.** Mitte der Woche können Sie gute Abschlüsse tätigen oder eine geschäftliche Schwierigkeit überwinden. Gute Tage für Besuche. Eine erfreuliche Nachricht, auf die Sie seit längerer Zeit warteten. — **11.—20. IV.** Abwechslungsreiche Tage. Mit den Alltagsaufgaben werden Sie leicht fertig. Eine Geldsorge wird zum Wochenende behoben. Sie erwerben neue Freundschaften, die Ihnen einmal nützlich sein werden.

STIER: 21. 4. — 20. 5.

21.—30. IV. Seien Sie Ihren Mitarbeitern gegenüber nicht allzu kritisch. Berufsreisen sind begünstigt. Suchen Sie in Gesellschaft guter Freunde Entspannung, Sie werden sich befreiter fühlen. — **1.—10. V.** Nur wenn Sie vorsichtig ans Werk gehen, gelingt es Ihnen, Ihre vielfältigen Aufgaben zu erfüllen. Widmen Sie sich Ihren persönlichen Angelegenheiten. Einkäufe begünstigt. Spaß im Umgang mit Freunden. — **11.—20. V.** Viel Arbeit! Unerwartete Besuche und kleine Zwischenfälle beanspruchen Ihre Aufmerksamkeit. Treffen Sie keine übereilten Entscheidungen. Sympathische Begegnungen und harmonisches Zusammensein!

ZWILLINGE: 21. 5. — 21. 6.

21.—31. V. Beruflich sind Erfolge zu verzeichnen. Sie haben die Möglichkeit, zielbewußter zu arbeiten. Eine Sorge, die Ihre Angehörigen betrifft, wird behoben. — **1.—10. VI.** Ihre Fähigkeiten und Ihre Erfahrung helfen Ihnen über Schwierigkeiten hinweg. Möglichkeiten zu Nebenverdienst. In Ihrem Gefühlsleben sind Sie etwas draufgängerisch. Sie machen nette Begegnungen, aber hüten Sie sich vor Illusionen. — **11.—21. VI.** Eine Woche großer beruflicher Beanspruchung, aber Sie kommen gut voran. Gute Zeit für Reisen. Venus beeinflußt Ihre sentimentalen Beziehungen. Sie fühlen sich voller Schwung und unternehmungslustig.

KREBS: 22. 6. — 22. 7.

22. VI.—2. VII. Wenn Sie zupacken, lassen sich auch unliebsame Dinge ordnen. Eine Hilfe zum Wochenende bringt Ihnen einen großen Aufschwung. Glückliche Stunden für Verliebte. — **3.—13. VII.** Es bietet sich Ihnen jetzt die Gelegenheit, Versäumtes nachzuholen. Sie fühlen sich in Form. Besonders im Gesellschaftsleben stoßen Sie auf viel Entgegenkommen. In der Liebe beschäftigt Sie eine etwas ausgefallene Idee — folgen Sie ihr. — **14.—22.VII.** Zusammenarbeit bringt Erfolg. Sie sollten Ihrer Familie gegenüber mehr Geduld aufbringen. Entspannung, freudige Erlebnisse, gute Nachrichten erwarten Sie zum Wochenende.

LÖWE: 23. 7. — 23. 8.

23. VII.—2. VIII.: Beruflich bieten sich für viele neue Möglichkeiten. Gehen Sie jedoch vorsichtig ans Werk und warten Sie die Entwicklung in Ruhe ab. Ein schönes Erlebnis durch eine überraschende Begegnung. — **3.—13. VIII.** Vorsicht, Sie neigen jetzt dazu, falsche Wege zu gehen. Sie können leicht in eine Intrige verwickelt werden. Widmen Sie sich mehr Ihren persönlichen Angelegenheiten! Verbringen Sie das Wochenende mit Freunden. — **14.—23. VIII.** Viel Arbeit, allerlei Belastungen, aber bedeutende wirtschaftliche Vorteile. Ihre Umgebung verstimmt Sie. Kurzer neuer Flirt. Vorsicht am Steuer.

JUNGFRAU: 24. 8. — 23. 9.

24. VIII.—3. IX. Sie können jetzt Ihre Aufgaben glänzend lösen. Begünstigt sind künstlerische und geistige Arbeiten. Ihr Gefühlsleben ist etwas gespannt, hauptsächlich durch die Einmischung Außenstehender, aber Ihre Bindung festigt sich. — **4.—13. IX.** Sie werden mit allen Aufgaben leicht fertig. Aber überanstrengen Sie sich nicht! In Geldsachen liegen Sie richtig. Eine glückliche Zeit für Liebende. — **14.—23. IX.** Abmachungen die Sie jetzt treffen, erweisen sich als vorteilhaft. Trotzdem fühlen Sie sich innerlich gehemmt. Bekämpfen Sie diesen Zustand durch Ruhe und Entspannung. Eine Begegnung schafft Ausgleich.

WAAGE: 24. 9. — 23. 10.

24. IX.—3. X. Glückliche Umstände, besonders in geldlichen Dingen, sichern Ihnen Erfolg. Lassen Sie sich nicht durch Dritte beeinflussen. Sie erhalten eine interessante Nachricht. Glück in der Liebe. — **4.—13. X.** Vernachlässigen Sie jetzt nicht Ihre kleinen Pflichten. Beruflich kann es Neuigkeiten geben. Sympathische Erlebnisse. Mittwoch ist für kleine Reisen günstig. — **14.—23. X.** Zielbewußtes Handeln ermöglicht guten Erfolg. Ebenso können Sie jetzt auch schwierige Probleme lösen. Durch ein kleines Opfer lassen sich familiäre Schwierigkeiten rasch beheben. Geheime Liebesbindungen begünstigt.

SKORPION: 24. 10. — 22. 11.

24. X.—2. XI. Sie haben in allen Dingen des täglichen Lebens eine glückliche Hand. Unter günstigen Aspekten stehen geistiges und künstlerisches Schaffen. Gute Einfälle. — **3.—12. XI.** Trotz innerer Unrast werden Sie Ihre Aufgaben erfolgreich durchführen. Bitten Sie Gäste zu sich, und nehmen Sie Einladungen an. Schöne Überraschungen. Glückliche Stunden für Verliebte. — **13. bis 22. XI.** Ihr Betätigungsdrang ist sehr groß. Ihre Leistungskurve steigt weiter an. Zum Wochenbeginn unklare Situation in der Liebe, die aber teils durch Ihre innere Unruhe hervorgerufen ist. Das Wochenende erfüllt alle Wünsche.

SCHÜTZE: 23. 11. — 21. 12.

23. XI.—3. XII. Es ergeben sich neue Möglichkeiten zur Förderung Ihrer persönlichen Interessen. Die Zeit arbeitet für Sie. Konflikte mit der Familie lassen sich vermeiden, wenn Sie beherrscht bleiben. — **4.—13. XII.** Ihre Unsicherheit in beruflichen Dingen kann nachteilige Wirkungen haben. Eine interessante Nachricht erfüllt einen alten Wunsch. Ihre Liebesbeziehung steht unter guten Einflüssen, auch in Gesellschaft haben Sie viel Erfolg. — **14.—21. XII.** Eine erfolgreiche Woche, in der Reisen besonders begünstigt sind. Nehmen Sie die Beziehungen zu vernachlässigten Freunden wieder auf. Für Verliebte viel Harmonie.

STEINBOCK: 22. 12. — 20. 1.

22. XII.—1. I. Günstig für neue Pläne. Erfolge und Gewinne auf finanziellem Gebiet. Pflegen Sie jetzt Ihr Gesellschaftsleben, wodurch sich auch berufliche Vorteile ergeben. Eine sympathische Begegnung zum Wochenende. — **2.—11. I.** Eine günstige Woche. Dank Ihrer Energie können Sie jetzt die schwierigsten Situationen meistern. Nützen Sie diese Zeit! Neue Begegnung, angenehmes Liebeserlebnis. — **12.—20. I.** Durch zielbewußte Planung in Ihrer Arbeit kommen Sie zum Ziel. Alle Schwierigkeiten werden durch Ihr Entgegenkommen überwunden. Künstlerische Interessen geben Ihnen seelischen Auftrieb.

WASSERMANN: 21. 1. — 18. 2.

21.—31. I. Alle wichtigen Dinge, wie Arbeitsplatzwechsel oder Veränderungen im Privatleben, stehen unter sehr günstigem Einfluß. Zum Wochenende können Sie Mißverständnisse im Familienkreis klären. — **1.—11. II.** Es gelingt Ihnen, ein wichtiges Problem zu lösen. Sie sollten mehr für Ihre Entspannung sorgen und sich Ihren privaten Interessen zuwenden. Erfüllen Sie den Wunsch eines Freundes. — **12.—18. II.** Bei planmäßigem Vorgehen läßt sich sehr viel erreichen, auch auf finanziellem Gebiet. Sie neigen jetzt zu Übertreibungen und können Ärger mit Ihren Mitarbeitern haben. Für Besuche eine gute Zeit.

FISCHE: 19. 2. — 20. 3.

19. II.—1. III. Alle Vorteile sind jetzt auf Ihrer Seite. Ein guter Venuseinfluß verschafft Ihnen neue Freundschaften, deshalb sollten Sie das gesellige Leben pflegen. Gute Nachrichten. Vorsicht am Steuer. — **2.—11. III.** Günstige Zeit zur Lösung finanzieller Probleme. Sie finden beruflich Anerkennung und Förderung. Legen Sie Mißhelligkeiten in der Familie keinen Wert bei. Sie sind voller Tatendrang! — **12.—20. III.** Vor allem der Wochenbeginn steht unter günstigen Einflüssen. Nutzen Sie diese Zeit. Sie sind auch in Ihren Beziehungen zu Freunden erfolgreich. Es bietet sich die Möglichkeit sympathischer Begegnungen.

Ich sehe den Frauenmörder von Wien

Fortsetzung von Seite 11

zeugt sind, begnügt sich nicht mit vagen Angaben. Je mehr er sich konzentriert, um so plastischer kann er den Mann schildern, den er für den Mörder von drei Frauen hält. „Der Täter ist ein Umherziehender, ein Mann ohne Heimat, ohne festen Beruf. Aber einmal war er in der Lehre. Er hat Schweißen gelernt. Und es gibt Zeiten bei ihm, da muß er immer etwas ‚abtrennen'. Es gibt solche Typen. Ob sie eine Schiene durchschweißen, oder ob sie einen Kopf abtrennen, das ist für sie immer dasselbe."

Wir wollten noch mehr Einzelheiten von ihm wissen. Wir baten ihn, zu jedem Mordfall zu sprechen, sich hinein zu vertiefen und uns zu sagen, was er sieht. Hier sind seine Antworten:

Jlona Faber: Arglos in den Tod

„Dieses Mädchen hier", der Hellseher deutet mit verbundenen Augen auf das Bild Ilona Fabers, „wurde im Stadtzentrum von Wien ermordet. In der Nähe eines Denkmals. Der Täter hat sie ermordet, bevor sie wußte, was ihr geschah. Und dann ist er geflüchtet. Er hat einen Pullover mit Norwegermuster getragen, wie ihn viele Frauen während des Krieges für ihre Männer an der Front gestrickt haben. Ich sehe den Weg des Mörders bis in das Grenzgebiet zwischen Leopoldstadt und Prater. Dort muß



Kordon-Veri über Prominente:

Zu einem Bild von Kennedy: Ein erheblich kranker Mensch, der es sich nicht leisten kann, krank zu sein. Er spürt seine Schmerzen ununterbrochen, bei Tag und Nacht. Er ist über seine Kraft hinaus beansprucht und von lauter Beratern abhängig. Sein Glück ist, daß er phantastische Berater hat.

Zu einem Bild von Chruschtschow: Dieser Mann steht unter einem ungeheuren Druck, von dem die Öffentlichkeit nichts weiß. Er will mit Schlauheit und Verhandlungen arbeiten. Aber die militärische Macht hinter ihm sagt: wir sind bereit, warum sollen wir nicht zuschlagen? Doch dieser Mann hält die Militärs in ihren Grenzen.

Zu einem Bild von Ulbricht: Das ist das bereits vorbestimmte Opfer, das man in den nächsten Jahren bringen wird. Der Mann ist so gut wie tot. Er ist nicht gescheit, und er hat keine Chance mehr. Seine Rolle als Versuchskaninchen eines anderen ist bald ausgespielt.

Ich sehe den Frauenmörder von Wien

er gewohnt haben. Von dort aus muß man nach ihm suchen."

Leopoldine Schwanzer: Auf dem Heimweg überfallen

Kordon-Veri nimmt das Bild des zweiten Opfers zur Hand. Er betastet es und sagt: „Sie ist älter als das erste Opfer. Aber der gleiche Typus. Sehr viel Ähnlichkeit im Temperament, und die gleiche Hilflosigkeit und Leichtgläubigkeit. Der Täter hat sie angelockt; sie wollte fliehen, aber er hat sie mit Gewalt in ein Kornfeld geschleppt und dort die Untat begangen. Die Frau hat gelebt, während sie mißbraucht wurde. Dann erst geschah der Mord. Ich glaube, der Täter ist nach dem Mord noch einmal zurückgekommen und hat erst dann den Kopf des Opfers abgeschnitten. Es gibt keinen Zweifel, der Mann, der diese Frau auf ihrem Heimweg überfallen hat, ist der gleiche Täter wie bei dem ersten Fall."

Brigitte Besztenlerer: Der Mörder saß im Kino

Zum dritten Fall legen wir Kordon-Veri ein Foto mit dem Opfer und seiner Mutter vor. Auf Anhieb deutet der Hellseher auf Brigitte und sagt: „Die ist tot; die andere Person lebt noch." Und dann geht er in Einzelheiten: „Es handelt sich um ein Kind, vollkommen jungfräulich; aber schon etwas frühreif in seinem ganzen Wesen. Ein junges Mädchen im Erwachen. Sie war im Kino; es gab einen ganz harmlosen Film. Dort hat sie der Mörder gesehen und sie sich ausgesucht. Er ist ihr gefolgt, und hat sie dann angesprochen. Es war ganz nahe bei ihrem Zuhause. (Hundert Meter vor der Wohnung ihrer Eltern, wie die Polizei festgestellt hat. D. Red.) Der Mann hatte keine Angst mehr vor der Öffentlichkeit. Er nahm den Kopf des Mädchens, ich sehe es ganz genau, und er schlug den Kopf auf eine Zementplatte. Eine Stufe war da, oder ein Fundament. Dort hat er sie erschlagen und danach sofort vergewaltigt. Durch eine parkähnliche Anlage ist er dann geflohen. Er hat eine defekte Zaunstelle durchstoßen,

Wieder war das Opfer eine Siebzehnjährige



Hannelore Gruber (r.) mit einer Freundin

man hätte dort etwas von ihm finden müssen. Und dann ist er die dort verlaufende Straße entlang gerannt ..."

Maria Glock: Mord in der Verwandtschaft?

Beim Foto der jungen Maria Glock schüttelt der Hellseher seinen Kopf. „Dieser Fall hat mit den anderen nichts zu tun", sagt er, „das ist kein Sexualmord. Trotzdem hat er mit Sexualität zu tun; mit Eifersucht." (Die Polizei glaubt an ein Triebverbrechen, das nach dem Mord nicht mehr ausgeführt werden konnte, weil der Täter gestört wurde.) Kordon-Veri dagegen so: „Ich sehe eine weibliche Hand, das ist ein weiblicher Mord. Der Täter ist eine Frau. Es gibt so weibliche Dragoner, vor denen sogar ich Angst bekomme. Es muß sich hier um Sexualneid handeln. Durchaus möglich, daß wir es hier mit einem Mord unter einer weitergespannten Verwandtschaft zu tun haben. Jedenfalls garantiere ich, daß es sich hier um einen anderen Täter als bei den ersten drei Fällen handelt."

Anna Peiritsch: Einer weiß mehr

Eine Siebzehnjährige, die vor ihrer Ermordung vergewaltigt wurde. Es ist naheliegend, daß man wieder an den gleichen Täter denkt. Aber Kordon-Veri hat auch hier andere Visionen. Nach zwei Minuten Konzentration sprudelt es aus ihm heraus: „Das ist ein ganz anderer Fall. Hier handelt es sich um einen ganz jungen Täter, um einen Burschen, der schätzungsweise kaum zwanzig Jahre alt ist. Das Motiv eines Lustmordes fehlt hier absolut. Der Mord ist wahrscheinlich aus einer Panikstimmung heraus entstanden." Dann stockt der Hellseher einen Moment. Nachdenklich fügt er hinzu: „Aber warten Sie, da steckt ein alter Mann dahinter. Dieser junge Täter, der hat sich einem alten Mann anvertraut, der die ganze Geschichte weiß und der wohl auch das Mädchen gekannt hat. Der Mann weiß genau, wie es passiert ist. Aber er sagt kein Wort ..."

ENDE

Der bisher letzte Mord der unheimlichen Verbrechens-Serie ereignete sich am 15. Oktober 1961 in Bruck an der Mur. Das Opfer: die siebzehnjährige Hannelore Gruber. Die Leiche der Haushaltsschülerin wurde in einer kleinen unbelebten Straße von Bruck — vor der Garagentür des Bürgermeisters gefunden. REVUE hat Kordon-Veri auch über diesen Fall befragt. Seine Angaben über den Mörder waren so ungewöhnlich präzise, daß REVUE — um den vermeintlichen Mörder nicht zu warnen — über den Fall Gruber nicht berichtet. REVUE hat die Tonbandaufzeichnungen der Angaben von Kordon-Veri der Kripo übergeben. Die Ermittlungen laufen bereits. REVUE wird über das Ergebnis berichten

Ein Bericht von E. H. G. Lutz

Willkommen Klapperstorch

Das ist die Geschichte des ewigen Wunders Mutter und Kind. Es ist zugleich die Geschichte der Männer und Frauen, die in der schweren Stunde helfen, daß dieses Wunder immer wieder geschieht

Die beiden Polizisten standen ratlos vor der Frau neben der Parkbank. Ihr Körper wurde von Krämpfen geschüttelt, sie schlug mit den Armen wild um sich ... Der Fahrer des Funkstreifenwagens, der in einiger Entfernung hielt, kam heran. „Ein Anfall von Epilepsie", sagte er, „wir bringen sie am besten in die Psychiatrische ..."

„Hast du gesehen, sie erwartet ein Baby", warf einer der Polizisten ein.

Die Krämpfe ließen nach. Die Männer hüllten die Frau in eine Decke, trugen sie zum Wagen, fuhren ab.

Der Arzt in der Aufnahmestation sah die Frau — und ließ sich sofort telefonisch mit der Frauenklinik verbinden. „Darf ich Ihnen eine Patientin schicken?" fragte er, „es ist eilig, eine Eklampsie, etwa im siebten Monat ... die Frau ist im Koma ..."

Eklampsie — das bedeutete immer höchste Alarmstufe ...

★

Die beiden Schwestern der Neurologischen Klinik fuhren die Bahre mit der Patientin zur Frauenklinik. Im Korridor wartete bereits der Stationsarzt mit zwei Schwestern. Er warf einen kurzen Blick auf die Patientin und nickte. „Auf Zimmer 93", sagte er zu den Schwestern. „Aber warten Sie noch einen Augenblick."

Er ging ins Ärztezimmer und kam mit einem Stück kräftigen Gummischlauchs zurück.. Er legte es zwischen die Zähne der immer noch bewußtlosen Kranken. „Achten Sie darauf", sagte er zu den Schwestern, „daß der Bißschutz nicht herausfällt. Die da drüben" — er warf einen vielsagenden Blick auf die beiden psychiatrischen Schwestern — „hätten auch daran denken können. So unerfahren ist man dort doch nicht. Der Anfall kann doch jeden Augenblick wiederkommen."

Die Schwestern brachten ihre Bahre in den Fahrstuhl. Der Arzt ging ins Ärztezimmer zurück und griff zum Telefon.

„Die Patientin mit der Eklampsie ist eingetroffen", sprach er in den Apparat. „Verdunkeln Sie Zimmer 93. Vorsicht beim Entkleiden und Umlagern. Geben

Willkommen Klapperstorch

Sie den Auftrag, daß die Angehörigen benachrichtigt werden. Wenn sie telefonisch nicht erreichbar sind, machen Sie Meldung an das Polizeirevier. Informieren Sie sich nach den Papieren in der Handtasche. Ansprechbar dürfte die Patientin eine ganze Weile nicht sein. Ich komme dann gleich."

Das Zimmer 93 lag im obersten Stockwerk, dem ruhigsten des Hauses. „Was hat er gemeint?" fragte die eine der Schwestern, während der Fahrstuhl langsam und erschütterungsfrei in die Höhe stieg, „ich meine der Doktor Merzer, als er sagte, die drüben hätten Erfahrung. In der Psychiatrischen weiß man doch nicht viel von Eklampsie."

„Ach", antwortete die andere, „das war nur so eine kleine Bosheit unter lieben Kollegen. In der Psychiatrie schocken sie, und da brauchen sie auch einen Bißschutz. Beim Schocken gibt's doch Krämpfe, Heilkrämpfe."

Der Arzt betrat einige Minuten später Zimmer 93. Er fand die Kranke im Bett, zwei Schwestern waren bei ihr.

Als er nach dem Handgelenk der Patientin griff, um nach dem Puls zu fühlen, sah er die Vorboten des neuen Anfalls: die Mundwinkel begannen zu zucken, die Kiefer wurden von einer unwiderstehlichen Gewalt zusammengepreßt.

„Schnell, die Mischspritze", rief er, aber er kam zu spät. Wie von elektrischen Stromstößen durchzuckt, wälzte sich die Kranke umher. Die Lippen wurden blau. Arzt und Schwestern hatten Mühe, sie im Bett zu halten und vor einem Sturz zu bewahren.

Eine Minute später war der Anfall vorbei. Der Arzt konnte die beruhigende, krampfverhütende Injektion machen.

Als Dr. Heinz Othmar zwei Stunden später die Patientin zu sehen bekam, konnte ihm der Stationsarzt jede gewünschte Auskunft geben. Er hatte die nötigen Untersuchungen anstellen lassen, und er hatte sich sogar auch schon mit den Angehörigen unterhalten, dem Mann und der Mutter der Patientin.

Othmar hörte ihm aufmerksam zu, als er seine in Stichworten festgehaltenen Notizen vorlas. „Susi M., 23, verheiratet seit einem Jahr, erste Schwangerschaft, siebter Monat. Der Mann ist Buchhalter, 28. Sie selber arbeitet halbtags als Stenotypistin bei einem Rechtsanwalt, um mitzuverdienen. Sie muß sich oft Arbeit mit nach Hause nehmen. Außerdem macht sie den ganzen Haushalt. Zu Beginn der Schwangerschaft war sie einige Male beim Arzt, später nicht mehr. Das stundenlange Herumsitzen in der Sprechstunde nahm ihr zuviel Zeit. Außerdem war immer alles in bester Ordnung bei ihr gewesen. In letzter Zeit hatte sie an Gewicht zugenommen, litt unter Kopfschmerzen und nahm Tabletten dagegen."

Es folgte die Darlegung der verschiedenen Untersuchungen, Blutdruck, Blutbild, Nieren, Herz, die Befunde im Anfall usw. Da andere Erkrankungen mit großer Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen werden konnten, kam der Stationsarzt zu dem diagnostischen Ergebnis: Eklampsie, Schwangerschaftstoxikose.

„Als Therapie habe ich mir gedacht: Aderlaß, drei Fastentage, dann kochsalzfreie, eiweißreiche Diät, um die Schwangerschaft so nahe wie möglich an den Termin heranzubringen."

Dr. Othmar schüttelte den Kopf. „Sie haben sehr schön gearbeitet, Herr Kollege", sagte er anerkennend, „aber Abwarten kommt hier nicht in Betracht. Der Fall ist zu schwer, glauben Sie mir. Wir bringen die Patientin nie und nimmer über die fehlenden Monate. Ich mache die Entbindung" — er sah auf die Uhr — „um sechzehn Uhr dreißig . . . So weit es sich beurteilen läßt, ist das Kind ganz in Ordnung. Treffen Sie bitte die nötigen Maßnahmen, damit keine Zeit verloren geht bei der Versorgung des Kindes."

Am späten Nachmittag, kurz nach 5 Uhr, tat der neue Erdenbürger seinen ersten Atemzug. Othmar hatte es sich nicht nehmen lassen, dem winzigen frühgeborenen Jungen dabei zu helfen. Während die Hebamme den Brustkorb des Babys rhythmisch zusammenpreßte, blies ihm Othmar durch ein Röhrchen, das er in die Luftröhre praktiziert hatte, Luft ein. Am Mundstück des Arztes besaß das Röhrchen einen Filter, um Mikroben fernzuhalten, die aus dem Mund des Arztes in die Atemwege des Kindes hätten übergehen können — mit katastrophalen Folgen. Gleich darauf atmete das Kind von selber, mühsam, unter Anstrengung aller seiner schwachen Kräfte und unregelmäßig — aber es atmete.

Der Assistent hatte das Kind abgenabelt, als Othmar es noch in den Händen hielt, wie er es aus dem Mutterleib genommen hatte. Zwischen zwei Klemmen hatte er die Nabelschnur durchschnitten. Othmar hatte es zum Atmen gebracht und es dann der Hebamme übergeben. Er selbst wandte sich wieder der Mutter zu, die jetzt vollkommen außer Gefahr war.

Niemand weiß, warum das so ist. Es ist eine Eigenart dieser „Schwangerschaftsvergiftung", daß sie mit der Entfernung der Frucht meistens ohne weitere Spätfolgen beendet ist, daß sie meistens bei Erstgebärenden auftritt und dann, mit seltenen Ausnahmen, bei neuerlicher Schwangerschaft nicht wieder.

Der Name Eklampsie — griechisch „Aufblitzen" — führt in die Irre. Sie hat immer Vorboten, wie Gewichtszunahme durch Wasseransammlung, Blutdruckerhöhung, Nierenstörung usw. Jeder Arzt erkennt ihre Zeichen, die Symptome der „Prä-Eklampsie", und so gut wie immer kann der Ausbruch des eigentlichen eklamptischen Anfalls verhindert werden.

Die Hebamme reinigte das Kind mit Öl und steckte es ins warme Bad. Sie trug Gummihandschuhe und einen dichten Schnupfenschleier, der Mund und Nase bedeckte, um jede Gefahr einer „Tröpfcheninfektion" zu vermeiden.

Dann rubbelte sie das Kind trocken und versorgte den Rest der Nabelschnur, band sie mit einem Bändchen dicht am Nabel ab und schnitt den Stumpf mit einer Schere auf einen Zentimeter Länge zu. Sie streute einen infektionsverhütenden Puder und legte schließlich einen sterilen Verband auf, der liegenbleiben sollte, bis der Nabelstrangrest mumifizierte und abfiel.

Das Ritual der ersten Lebensminuten ging weiter: in jedes Auge träufelte die Hebamme einige Tropfen einer keimtötenden Flüssigkeit, um die gefürchtete Augenentzündung der Neugeborenen zu verhüten. Und dann legte sie das Kind auf die Waage und maß es dann. Sie rief die Ergebnisse Othmar zu, der noch mit der Naht der Operationswunde beschäftigt war.

„Gewicht 1020 Gramm, Größe 40 Zentimeter."

Othmar nickte ihr zu. Er brauchte keine weiteren Anweisungen für die weitere Behandlung des „Zweipfünders" zu geben, die minutiös festlag.

Frühgeborene aufzuziehen, ist eine Arbeit, bei der alles bis in die feinsten Einzelheiten erfüllt werden muß, wenn das angestrebte Ergebnis — die Lebensrettung eines Menschenkindes — erreicht werden soll. Daneben aber ist sie jedesmal ein gefährlicher Balanceakt.

Ein normales Kind wiegt zwischen sechs und sechseinhalb Pfund. Es mißt 50 Zentimeter. Susis Baby wog knapp ein Drittel des Normalgewichtes und war 10 Zentimeter zu kurz. Wirklich bedenklich aber sind nicht diese Größenverhältnisse — ein Zwergenkind könnte mit diesen Ausmaßen vollkommen normal und gesund sein.

Es ist die Unreife, aus der sich die schlechten Lebensaussichten des Frühgeborenen ergeben. Ein unreifes Kind ist eben keinesfalls nur ein etwas zu klein geratenes Baby.

Die Zeichen der Unreife sind zahlreich: Erbarmungswürdig mager, fast ohne

Fettpolster ist der kleine Körper. Das ganze Kind besteht fast nur aus Kopf und einem aufgetriebenen Bauch. Die Brustwand ist dünn wie eine Eierschale und ebenso fragil. Die Haut der Gliedmaßen erscheint zu weit geraten zu sein.

Äußerlich scheint es vollkommen gebildet zu sein. Sogar winzige Fingernägel fehlen nicht. Aber sie reichen noch nicht über die Fingerkuppe hinaus. Und die Zehennägel schneiden noch nicht, wie beim normalen Säugling, mit den Zehenkuppen ab.

Seine inneren Organe sind noch nicht voll entwickelt. Die Atemtätigkeit ist unregelmäßig und droht ständig auszusetzen. Schlucken — das Wichtigste, was ein Kind neben der Atmung zu tun hat — ist noch nicht möglich.

Obwohl dieses schwache, eben geborene Lebensflämmchen bei weitem nicht den Rekord nach unten hielt, waren die Lebenschancen nicht größer als ein Sechstel oder ein Siebtel — unter sechs bis sieben Kindern gleichen Reifungsgrades überlebt nur eines —, trotz aller aufreibenden, mühsamen Pflege und trotz aller Wissenschaft. Dennoch ist es bereits einige Male gelungen, Kinder von 660 Gramm Geburtsgewicht am Leben zu erhalten und aufzuziehen.

Noch keine vier Stunden alt, wurde der Junge in Watte gepackt und in einen transportablen „Brutkasten" gelegt. Außen am Babykoffer war eine kleine Sauerstoffflasche angebracht, die ihren Inhalt ganz allmählich ins Innere strömen ließ. Die Hebamme bemächtigte sich des Apparates und trug ihn in die Kinderklinik. Der „Koffer" war viel schwerer als der Inhalt.

Frühgeborene werden wichtig genommen. Sie gelten mit Recht als wertvolles Leben. Das war nicht immer so. Die Ärzte waren früher teils hilflos, teils nicht besonders interessiert. Man versuchte zwar halben Herzens die Kinder am Leben zu erhalten, aber es gab keine Möglichkeiten, dies mit dem Einsatz aller wissenschaftlichen und medizinischen Mittel durchzusetzen, ganz zu schweigen von den Finanzen. Mit den damals vorhandenen, sehr begrenzten Möglichkeiten waren die Zukunftsaussichten für ein unreif geborenes Kind auch reichlich trübe. Die wenigen, die am Leben blieben, waren oft schwerstens geschädigt.

Das hat sich heute geändert. Die Wissenschaft hat den Kampf aufgenommen, um auch die zwei oder drei Monate zu früh geborenen Kinder zu retten, die an der Grenze des Lebens in der Schwebe hängen.

Die Zahl der Frühgeborenen ist nicht so klein, wie man glauben sollte. Man kann schätzen, daß in der Bundesrepublik jährlich zwischen 70 000 und 80 000 unreife Kinder — unter 5 Pfund Geburtsgewicht — zur Welt kommen. Das sind immerhin annähernd 10 Prozent aller Geburten, auf 10 Neugeborene ein unreifes.

Früher glaubte man den Kulturstand eines Volkes an seinem Seifeverbrauch messen zu können. Einen besseren Maßstab erhält man vielleicht, wenn man die Sterblichkeit der Neugeborenen etwas genauer betrachtet. Die geringste Sterblichkeit der bis zu einem Jahr alten Kinder haben 1. Schweden, 2. die Weißen Neuseelands, 3. die Niederlande und 4. Großbritannien (mit Nordirland). Erst dann kommen die USA.

Die Bundesrepublik erscheint auch hier leider als „unterentwickeltes Land", was teils an einer mangelhaften Ausgestaltung der Anstalten, teils auch an der übertriebenen Arbeitsbelastung unserer Bevölkerung gelegen ist. Gerechterweise muß aber gesagt werden, daß Deutschland durch die beiden Weltkriege besonders schwer getroffen wurde und daß solche Wunden nicht im Handumdrehen ausheilen. An der Spitze stehen Länder — nicht einmal alle —, die durch die Kriege nicht oder nur wenig in ihrer Entwicklung zurückgeworfen worden sind.

Je kleiner ein „Frühes" ist, um so geringer ist selbstverständlich seine Le-

Willkommen Klapperstorch

benschance. Übrigens im Widerspruch zu einem weitverbreiteten Aberglauben, daß „Siebenmonatskinder" lebensfähiger sind als Achtmonatskinder. Es geht dieser Aberglaube auf uralten astrologischen Unsinn zurück, der sich als erstaunlich zählebig erweist.

Die Ärzte haben viel lernen und viel umlernen müssen, bis sie erkannten, daß ein Frühgeborenes nicht ein Puppenkind, sondern ein Fötus ist, der, von seinen natürlichen Lebens- und Wachstumsquellen abgeschnitten, völlig anders reagiert als ein normales Baby.

★

Im Alter von einem Tag lag Susis Kind in seinem Inkubator, dem Apparat, den man früher Couveuse, und den man volkstümlich Brutkasten nennt.

Früher glaubte man, daß das Frühgeborene es möglichst warm haben müsse. Es schien logisch zu sein, denn diese Kinder können ihre Körpertemperatur noch nicht selber regulieren, sie können nicht zittern oder strampeln, wenn sie frieren. Außerdem ist ihr Fettpolster, der Wärmeisolator, außerordentlich mager. Ihr Körper „weiß" also nicht, daß er friert, und ist daher der Auskühlung hilflos ausgesetzt. Er kann sich nicht wehren, wenn er zu warm ist. Unreife können noch nicht schwitzen. Die von außen zugeführte Wärme staut sich also, es entsteht ein Überwärmungsfieber. Krämpfe treten auf, und die an sich trübe Lebensflamme erlischt schnell. Man regulierte daher die Zimmertemperatur für Unreife einige Zeit auf etwa 24 bis 25 Grad, manche Anstalten gehen noch etwas tiefer herunter. Früher hielt man 30 Grad für das richtige.

Unreife können nicht husten. Ein normales Kind rebelliert heftig, wenn es sich „verschluckt" — veratmet — hat, spuckt und hustet und keucht. Der frühgeborene Mensch atmet ohne zu reagieren Flüssigkeit in die Lungen. Lebensgefährliche Lungenentzündung ist oft die Folge.

Die ersten beiden Wochen sind ein Kampf um jedes Gramm Gewicht. Das Baby wird in dieser Zeit 10 Prozent seines Gewichts verlieren. Bei zwei Pfund Startgewicht sind es „nur" 100 Gramm, aber selbst dieses Nichts senkt die Lebenschance bedenklich. Erst in der dritten Woche kann man damit rechnen, daß das Gewicht steigen wird. (Beim normalen Baby verhält sich das nicht anders, aber es hat etwas zuzusetzen.)

Das Kind kann weder schlucken noch saugen. Das Rennen um die Erhaltung des Gewichts ist also ein Handikap. Aber man kann es gewinnen. Der Arzt führt eine Sonde durch die Nase in die Speiseröhre, und die Schwester spritzt in regelmäßigen Abständen mit der Injektionsspritze Muttermilch oder kunstvoll zusammengesetzte Nahrung in den Magen. Der arbeitet wenigstens, Gott sei Dank. Es scheint also ganz einfach: gib dem Baby täglich und nächtlich zwanzig oder dreißig Mahlzeiten, so kann nichts fehlgehen.

Es kann aber erheblich danebengehen: der übervolle Bauch drückt auf Zwerchfell und Lungen. Die Atmung, die dem armen Wurm sowieso schwerfällt, wird beängstigend und gefährlich eingeengt. So zwischen der Skylla des Gewichtsverlustes und Charybdis des Erstickens muß die Pflege das Kind förmlich dem Leben ablisten, mit unendlicher Geduld und unendlicher Sorgfalt. Das Aufziehen von Frühgeborenen ist eine Leidenschaft, eine Liebhaberei. Wer nicht mit ganzem Herzen dabei ist, erlebt nur Mißerfolge.

Zu allem Überfluß sind die Frühen noch eine wehrlose Beute von Mikroben, sogar von solchen, die gewöhnlichen Babys nicht im mindesten schaden. Und ihr Körper zeigt nicht die geringsten Gefahrensignale, wie zum Beispiel ein Infektionsfieber. Plötzlich ist die Sepsis, die Blutvergiftung, da und rast todbringend durch den Körper.

Unreif bedeutet unfertig. Die feinen

Blutgefäße haben sich noch nicht bis in jeden Winkel des Körpers ausgezweigt. Die inneren Organe sind daher noch nicht fähig, ihre Aufgabe vollkommen zu lösen. Die Nieren können ihr Soll noch nicht erfüllen, die chemische Fabrik, Leber genannt, ist noch nicht voll angeschlossen. Am schwersten haben es die Lungen, oder vielmehr der gesamte Atemapparat. Jeder hastige, flache Atemzug fordert dem Körperchen alle Kraft ab. Zuweilen setzt die Atmung einfach aus. Das Kind wird blau. Dauert die Atempause zu lange, so wird das Gehirn geschädigt.

Das Frühgeborene liegt heute in seinem Inkubator völlig nackt da, hauptsächlich, damit die ständig auf dem Sprung befindlichen Schwestern sofort sehen, ob die Atmung wieder einmal ausgesetzt hat und die Haut sich blau zu färben beginnt. Auch das mußte man lernen, denn es versteht sich — so meinte man — von selbst, daß Kinder in Windeln gehören.

Säuglinge liegen gern auf dem Bauch und sehen dabei sogar besonders niedlich aus. Für Frühgeborene ist das nichts. Sie schnappen verzweifelt sofort nach Luft, wenn man sie so hinlegt. Sie müssen, mit hochgezogenen Schultern, immer auf dem Rücken liegen, damit ihre große Leber nicht auf das Zwerchfell drückt und die Atmung stört.

Sobald es sich zeigt, daß so ein „Zweipfünder" nicht richtig atmet, heißt es für die Schwestern Alarm. Er erhält kleine Mengen Sauerstoff, um Himmels willen nicht zu viel, und winzige Mengen kreislaufanregender Medikamente eingeflößt oder injiziert. Eine alte Streitfrage bis in unsere Tage sind die atmosphärischen Bedingungen, unter denen man das Kind halten soll. Die Amerikaner schwören darauf, daß die Luft möglichst feucht sein sollte. Die Europäer halten die Luftfeuchtigkeit für gleichgültig und verlangten neuerlich, daß das Kind möglichst kühl gehalten werden müsse.

Amerikanische Ärzte unternahmen kürzlich in einem Frühgeborenenzentrum ein Experiment. Sie hielten die Luftfeuchtigkeit in den Inkubatoren konstant und änderten die Temperatur. Sie fanden heraus, daß eine Temperatur von 31,5 Grad Celsius genau das richtige sei — ein Wüstenklima. Besonders die zweipfündigen Kinder gediehen gut: unter zweien blieb eines am Leben, gegenüber einem von sieben in kühlerer Umgebung.

Man ist sogar noch einen Schritt weiter gegangen. Um die Temperatur des Inkubators jeweils den individuellen Bedürfnissen des kleinen Bewohners anzupassen, wurde auf der Bauchhaut des Kindes ein Fernthermometer angebracht, das entsprechend der Hauttemperatur die Lufttemperatur des Inkubators über Thermostaten reguliert. Sinkt die Temperatur der Bauchhaut, so steigt die Temperatur im Brutkasten, um die Körperwärme wieder auf die Norm zu bringen.

Aber selbst ein idealer Inkubator ist keineswegs die Antwort auf alle Probleme. Zu viel und zu konzentrierter Sauerstoff als Atemhilfe — eine tödliche Gefahr. Bei Infektionen zu viel Antibiotika — das Medikament wirkt als Gift. Die alte Rechnung, so und so viel Milligramm auf das Kilo Körpergewicht, versagt bei der Dosierung von Medikamenten vollkommen. Es muß viel weniger gegeben werden.

Die Behandlung extrem unreifer Kinder ist nicht nur eine unendlich mühsame Aufgabe, sie ist eine Kunst und eine Wissenschaft zugleich — und außerordentlich kostspielig. Die amerikanischen Zentren geben an, daß sie das Kind täglich etwa 120 DM (30 Dollar) koste. Aber, so sagen sie, es lohnt sich.

„Zwar kann die Kunst nicht alle Versäumnisse der Natur ausgleichen, und unter den Frühgeborenen sind nervöse Schäden häufiger als unter normalen Kindern. Aber sogar die meisten der aufgezogenen ‚Zweipfünder' erweisen sich etwa vom vierten Lebensjahr ab als körperlich und geistig vollwertig."

★

Sechs Monate später konnten Susi und ihr Mann ihr Kind abholen. „Sie können es jetzt wie jedes andere Baby behandeln", unterrichtete der Frauen-

Willkommen Klapperstorch

arzt das Ehepaar. „Es ist vollkommen auf der Höhe seiner Zeit", fügte er noch lächelnd hinzu.

Die beiden ließen es sich nicht nehmen, sich bei Oberarzt Othmar zu bedanken, und er mußte sich das Kind ansehen, das er gebührend bewunderte.

„Habe ich für das nächste wieder dasselbe zu befürchten?" fragte ihn Susi. Sie hatte die bange Frage bis zum Abschied aufgehoben. Othmar schüttelte den Kopf. „Schwerlich", sagte er beruhigend, „aber zuweilen kommt es vor. Versäumen Sie aber keinesfalls, regelmäßig zum Arzt zu gehen, wenn es wieder so weit sein sollte."

★

Die drei Kollegen waren gekommen, um sich Othmars Vakuum-Extraktor — den modernen Ersatz der Geburtszange —, der mit einer elektrisch betriebenen Pumpe zur Herstellung des leichten Vakuums ausgerüstet war, in Tätigkeit anzusehen.

Der Arzt ließ das Gerät von einem Assistenten bei einer Geburt vorführen. Die Besucher bewunderten gebührend die Leichtigkeit und Zartheit, mit der die Geburt auf diese Weise vollendet wurde. Aber sie sahen mit einigem Mißbehagen auf die Kopfgeschwulst des Neugeborenen.

„Das vergeht bald", beruhigte sie Othmar, „wir haben noch nie Schwierigkeiten damit gehabt. In 24 Stunden ist sie verschwunden, wie die gewöhnliche Kopfgeschwulst auch. Von Zangenmarken kann man das nicht behaupten."

Die Herren zogen sich mit Othmar in dessen Zimmer zurück. Eine Schwester servierte Weißwein.

„Das ist unsere ‚Patientenleite'", meinte Othmar, „hoffentlich schmeckt sie Ihnen, meine Herren."

„Ich habe schon von Doktorsleite gehört", meinte einer der Herren, „aber noch nie von einer Patientenleite. Was ist denn das für ein Wachstum?"

Othmar grinste vergnügt. „Kommt von dankbaren Patienten", erklärte er, „daher der Name." Die Herren belächelten den kleinen Scherz gebührend.

„Die Vorführung der Saugglocke hat mich sehr beeindruckt", begann ein anderer Arzt das Fachgespräch. „Wenn man bedenkt, daß es vierhundert Jahre seit der Erkenntnis der Wirkungen des luftleeren Raumes gedauert hat ... dabei liegt der Gedanke doch so nahe."

„Der Gedanke ist uralt", erklärte der dritte Arzt. „Anfang des 18. Jahrhunderts, um 1705 herum, ist er bereits aufgetaucht. Ungefähr 50 Jahre nach Guerickes Experimenten mit den Magdeburger Halbkugeln. So taufrisch ist die Sache also gar nicht."

Dr. Othmar wiegte lächelnd den Kopf. „Was wirklich ganz Funkelnagelneues gibt es selten, besonders in der Medizin. Es ist alles schon einmal dagewesen, zumindest als Idee. Die alten Ärzte dachten, wenn sie über Bluterneuerung phantasierten, immer nur an eine Austauschtransfusion. Das erscheint ja auch ganz selbstverständlich: wenn man in ein volles Faß etwas anderes einfüllen will, muß man zuerst etwas herausnehmen. Sie erinnern sich doch an den alten Stich, auf dem der Bader und Chirurg aus einer Ader eines Patienten das Blut abläßt, so daß es einen Springbrunnen bildet, und das Blut eines Lammes in eine Vene einfließen läßt. In dieser Form reine Phantasie, natürlich. Und wenn einmal einer wirklich etwas Ähnliches versucht hat, was vorgekommen ist, war ein schlechter Ausgang für den Patienten die Regel. Aber ich habe schon vor 25 Jahren bei einem erythroblastotischen Kind einmal eine Blutaustauschtransfusion gemacht ..."

Er erzählte ...

Die arme Frau war verzweifelt. Sie besaß ein einziges Kind und hatte danach in ununterbrochener Reihenfolge weitere fünf Schwangerschaften durchgemacht. Alle fünf Kinder starben kurze Zeit nach der Geburt: Schwere Gelbsucht der Neugeborenen.

Die Frau, sie war 36 Jahre alt, kam in die Klinik. Sie war zum siebtenmal schwanger. Man hatte ihr immer und immer wieder geraten, auf weitere Kinder zu verzichten. Man hatte ihr sogar verschiedentlich angeboten, sie zu sterilisieren. Aber sei es, daß sie das Schicksal einfach nicht hinnehmen wollte, sei es, daß ihr Wunsch nach Kindern übermächtig war, sie versuchte es immer wieder.

„Ich bitte Sie, Herr Professor, helfen Sie mir", rang sie die Hände vor dem Klinikchef, „es muß doch zu helfen sein. Warum sind alle meine Kinder, bis auf das erste, krank zur Welt gekommen? Ich weiß nicht, was ich tue, wenn es wieder geschieht ..."

Othmar war neben anderen Assistenten bei dieser Szene anwesend. Frauenärzte bekommen Selbstmorddrohungen öfters zu hören. Sie dürfen sich davon nicht umstimmen lassen, und meistens sind sie auch nicht ernst gemeint.

Hier aber hatte Othmar den Eindruck, daß die Drohung nicht ganz leer war.

Der Chef sprach später mit seinen Schülern. Seltene Fälle, führte er aus, aber in einer langen Praxis stößt man immer wieder darauf. Die schwere Gelbsucht, die allgemeine angeborene Wassersucht und die angeborene erythroblastische Blutarmut gehören zusammen. Der Befund im Blut der Kinder ist immer derselbe: kernhaltige, unreife rote Blutkörperchen, die sogenannten Erythroblasten, und unreife weiße Zellen im Blut; daneben das Auftreten von Blutbildungsstätten außerhalb des Knochenmarks, besonders in Leber und Milz. Dabei sind die Blutbildungsstätten gesund. Es ist, als schütte der Körper unendliche Mengen roter Blutkörperchen aus, um sich zu wehren — aber sie gehen ebenso schnell zugrunde, wie sie erzeugt werden."

„Und wird das Kind in diesem Fall auch wieder erkrankt sein?" fragte der junge Othmar den Lehrer.

„Nach meiner Erfahrung mit der Sicherheit eines physikalischen Experiments", antwortete der Chef, „wir sind vollkommen machtlos. Das Kind wird nicht lebensfähig sein. Es ist anscheinend ein familiäres Leiden, das vielleicht von erblichen Faktoren abhängt."

„Aber die blutbildenden Organe sind doch gesund?" fragte Othmar weiter.

Der Chef nickte nur und wandte sich ab.

Der „Fall" ging Othmar in den kommenden Tagen nicht aus dem Kopf. Er suchte in der Literatur, ohne wesentliche Erleuchtung zu finden. Saß das „Gift", das die roten Blutkörperchen in Massen zerstörte, auflöste und dadurch die Gelbsucht hervorrief, im Blut selber?

Othmar hatte eine Idee und trug sie seinem Chef vor. Der zuckte die Achseln. Was solle das schon nützen, meinte er, durch eine Bluttransfusion zusammen mit einem Aderlaß das Blut zu erneuern oder zu ersetzen?

„Wir sollten es dennoch versuchen", beharrte Othmar auf seiner Ansicht, und der Chef stimmte endlich lächelnd zu. „Schaden können Sie ja nicht stiften", sagte er, „also versuchen Sie Ihr Glück."

Das Kind wurde geboren. Es wies unverkennbar die Zeichen der Krankheit auf.

Othmar hatte seinen Versuch vorbereitet. Eine Schwester der unglücklichen Gebärenden wies die Blutgruppe O auf. Sie hatte sich bereit erklärt, für das zu erwartende kranke Kind Blut zu spenden.

Othmar hatte den damals noch recht umständlichen Apparat für die Bluttransfusion sorgsam vorbereitet. Noch im Kreißzimmer stach er mühevoll eine Kanüle in eine freigelegte Vene des linken Beins des Kindes und eine andere in eine Ellenbeugenvene der Spenderin. Die Kanülen waren durch Schläuche mit einer kleinen, von Hand betriebenen

Pumpe verbunden. Auf diesem Wege wurde das Spenderblut dem kindlichen Kreislauf zugeführt.

Ein anderer Assistent hatte am rechten Handgelenk des Babys die dünne Schlagader freigelegt. Er hob sie aus der Schnittwunde heraus und ritzte sie leicht an. Das Blut spritzte in dünnem Strahl heraus. Othmar betätigte die Blutpumpe. Das Blut floß. Unten ließ der Assistent das Blut des Kindes in ein Meßgefäß fließen.

Während also am Arm Spenderblut zufloß, wurde am anderen Ende körpereigenes „schlechtes Blut" abgelassen: Blutaustausch.

Der dramatische Eingriff ging ohne jede Dramatik zu Ende. Keine zehn Minuten hatte es gedauert, den halben Liter Blut zu- und abfließen zu lassen.

Ein Dutzend Zuschauer hatte den aufregenden Vorgang beobachtet, neugierig, gespannt, skeptisch. Der Chef hatte das letzte Wort:

„Na also", sagte er ironisch ungläubig, „das Kind lebt immerhin noch. Das ist schon ein gewisser Gewinn."

Am nächsten Tag großes Aufsehen: Die tiefe Gelbsucht des Kindes begann abzublassen.

Es war unverkennbar. Zudem besserte sich der Allgemeinzustand.

Nach fünf Tagen hatte man ein normales Kind vor sich, gesund, lebhaft, voll Appetit. Das Blutbild zeigte normale rote Blutzellen und nur noch Reste der Schädigung. Und so blieb es auch.

Niemand zweifelte daran, daß das Leben des Kindes durch die Bluterneuerung gerettet worden war. Hatte Othmar die erfolgreiche Behandlung der seltenen, aber gefürchteten Säuglingserkrankung entdeckt?

Sein Triumphgefühl sollte bald bedeutend herabgestimmt werden. Einige Wochen später wurde in der Klinik wiederum ein gelbsüchtiges Kind geboren. Othmar trieb mit Mühe und Not einen Spender der Blutgruppe O auf. Zwei Stunden nach der Geburt konnte er in Aktion treten. Wieder wurde die Transfusion ausgeführt. Es war ein vollkommener Fehlschlag.

„Machen Sie sich nichts draus", tröstete ihn der Chef, „so ist es uns allen schon gegangen. Da hat man sich eingebildet, etwas gefunden zu haben — und dann kam die Enttäuschung. Das ist die Regel. Die Ausnahmen sind so selten wie weiße Raben."

Othmar gab sich nicht geschlagen. Und er entdeckte auch etwas: einen Vorgänger. Ein amerikanischer Arzt hatte in den zwanziger Jahren, lange vor ihm, denselben Versuch unternommen und hatte Erfolg gehabt. Ebenfalls anscheinend nur ein einziges Mal, denn nirgends fand die Methode in späterer Zeit Erwähnung.

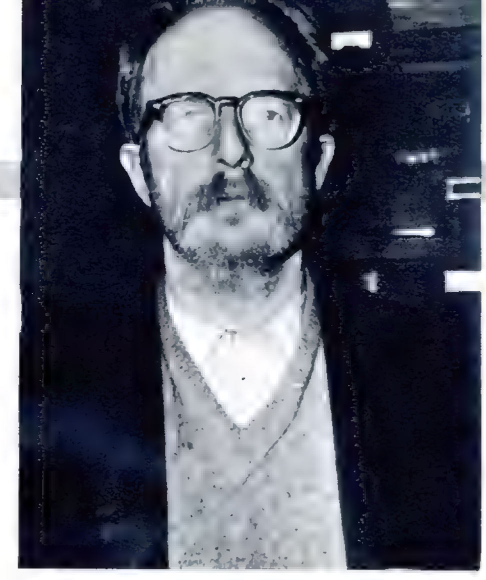
Dann kamen die Kriegsvorbereitungen und der Krieg. Othmar vergaß den schönen Traum.

Erst nach dem Krieg wurde in Deutschland bekannt, daß der Wiener Blutgruppenforscher Landsteiner, einer der größten Lebensretter aller Zeiten, an seinem amerikanischen Institut einen Blutfaktor gefunden habe, der für die Erythroblastose der Säuglinge verantwortlich sei. Der Forscher fand den Faktor bei Rhesusäffchen — und daher führt er seinen Namen: Rhesusfaktor. Ein Teil rhesusnegativer Frauen, denen dieser Faktor im Blut fehlt, gebären nach ihrem ersten Kind erythroblastotische Kinder, wenn sie mit einem rhesuspositiven Mann verheiratet sind.

Heute kann man einen Teil dieser Kinder durch die Blutaustauschtransfusion retten. Manchmal aber ist der Rhesusfaktor für erschütternde menschliche Tragödien verantwortlich . . .

In der nächsten REVUE:
Das Blut der Eltern - das Schicksal des Kindes

Wer?



Wohltäter Cram: verschenkte Geld und Gift

HANS CHRISTIAN (32), Ex-Bariton und Schauspieler, seit dem 1. März 1961 pedantisch korrekter Nachrichtensprecher des österreichischen Fernsehens, wurde von dem auch in der Donaurepublik populären Werbe-Slogan „Übrigens, man geht nicht mehr ohne Hut" in die Hutgeschäfte getrieben. Als er sich in Wiens Opernpassage für den Erwerb eines Haarfilzmodells entschloß, machte ihm der Verkäufer einen verlockenden Vorschlag: „Wenn Sie den nur einmal vor der Kamera aufbehalten, bekommen Sie ihn umsonst." Sprecher Christian bezahlte lieber.

FIDEL CASTRO (33), Sowjetfreund, Frauenheld und bärtiger Beherrscher der Zuckerinsel Kuba, hat sich ein Monokel zugelegt. Er trägt das einstige Attribut preußisch-deutscher Offizierseitelkeit zu Dschungelbart und Buschhemd und erklärt dazu: „Mir geht es wie Karl Marx. Ich sehe links sehr schlecht. Auch Karl Marx trug deshalb das Einglas..."

JOHN CRAM (51), Dollarmillionär in New York mit dem wohltätigen Drang, seinen Reichtum mit den Armen der Stadt zu teilen, wurde in Haft genommen. Die Polizei kam darauf, daß der barmherzige Mann nicht nur für die Leiden der Bedürftigen, sondern auch für die Qualen der Süchtigen ein Herz hatte. Mit Le-

Wo?



Club der Alten: Tanzakrobatik gegen Bandscheibenschäden und Altersabbau

IN LAS VEGAS (USA) sind betagte Bürger zum Kampf gegen Bandscheibenschäden und Kreislaufstörungen im Tanzschritt angetreten. Sie haben sich zu einem „Club der Alten" zusammengeschlossen, in dem sie eine Mischung von Cancan und Volkstanz der Pionierzeit üben. Bei den Darbietungen zeichnen sich vor allem die 62jährige Betsy Felten (l.) und die 56jährige Caroline McMahon (r.) durch Zirkusreife aus. Die Beweglichkeit der Herren hält sich dagegen in den vom Alter bestimmten Grenzen.

IN KREMS (Niederösterreich) wird bald jeder von Krankheit geplagte Krankenhaus-Patient wissen, wem er seine weißlackierte Lagerstatt verdankt. Die Stadtverwaltung hat zu einer Betten-Spende aufgerufen und zugesichert, daß der Name jedes Wohltäters am Fußende des Bettes, und für den Bett-Inlieger sicht-

Was?

SEIT 19 JAHREN ging es in der Ehe des 39jährigen Antony Claude Viscount Lambton mit Ehefrau Belinda um den Stammhalter. Das Ergebnis ihrer ehelichen Bemühungen: 5 Mädchen. Jetzt gebar die 38jährige Lady ihrem hochadeligen Ehemann das sechste Kind. Der

Lambton-Erbe: spät kam er, doch er kam



Spätling war der ersehnte Junge. Die älteste Lambtontochter, die 18jährige Lucinda, kommentierte das Ereignis: „Mutter hat es endlich geschafft. Wir freuen uns alle schrecklich, einen Jungen zu haben." Die Familienfreude ist verständlich, denn der Sohn rettet und erbt den Titel eines Earl of Durham.

WO EIN WILLE IST, da ist auch eine Wohnung. Zu dieser Erkenntnis gelangte das italienische Postministerium und beschloß, zum Zwecke des Wohnungsbaues einen großen Teil der in seinem Besitz befindlichen Bestände wertvoller Briefmarken zu versteigern. Weniger glücklich als die Angestellten und Beamten der Postverwaltung, denen vom Erlös neue Behausungen geschaffen werden sollen, sind die Briefmarkenhändler. Sie

bensmitteln, Kleidern und Geld verschenkte Mister Cram auch Rauschgift. Bei Durchsuchung seiner Häuser wurden ganze Lager von Narkotika gefunden und beschlagnahmt.

UMBERTO VON SAVOYEN (57), kurzfristig König von Italien, ist schon wieder damit beschäftigt, das königliche Blut seiner Familie vor bürgerlichen Beimischungen zu schützen. Hatten nur ernsthafte Ermahnungen Sohn Victor Emanuel (24) aus der Gesellschaft französischer Starlets in St-Tropez gerissen und energische Vorhaltungen Tochter Gabriella (21) so weit gebracht, von einer ehelichen Verbindung mit einem Schweizer Studiker abzusehen, so versetzte sein jüngster Sproß, Marie Beatrix (18), den sorgenbeladenen Vater in tiefste Bestürzung. Das königliche Jungfräulein erklärte, den Turiner „Niemand" Georgio Gugliemone zu lieben. Vater Umberto sprach jetzt zu Signor Gugliemone ein donnerndes „Niemals!"

bar, eingraviert wird. Schon nach kurzer Zeit konnten im Krankenheim 51 neue Betten aufgestellt werden.

IN WARSCHAU (Polen) fand der in Dialektik geschulte Handelsminister Lesz eine einleuchtende Erklärung für die landesüblichen Versorgungs-Pannen. „Die Ursache der Schwierigkeiten im Einzelhandel", so ließ der Genosse Minister wissen, „ist nicht Warenmangel. Die Leute haben zuviel gekauft!"

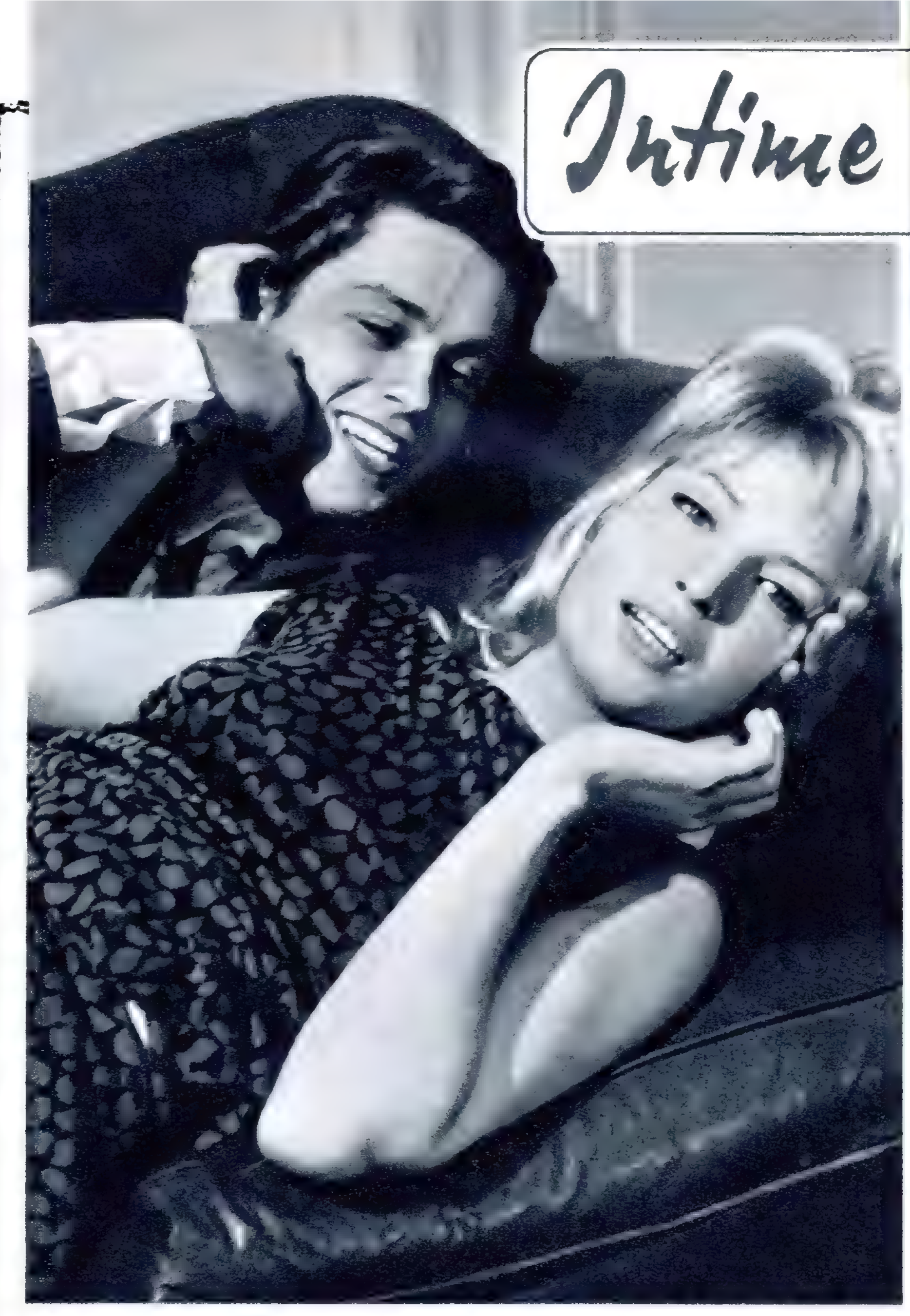
IN LA ROCHELLE (Frankreich) feierte der Kleinrentner Gustave Galpneau bei voller Gesundheit seinen 102. Geburtstag. Der muntere Greis erinnerte sich dabei, daß er 1882 bei der Musterung als „gebrechlich" zurückgestellt wurde.

IN CANBERRA (Australien) ist ein deutsch-österreichischer Frauenkrieg ausgebrochen. Bei einer öffentlichen Kochvorführung sollten Diplomatendamen eine Nationalspeise ihres Heimatlandes zubereiten. Die Frau des bundesdeutschen Legationsrates Herbert Ruoff bewies ihre Kochkunst an einem Wiener Schnitzel. Dagegen protestierte Frau Gerri Descombes, Ehefrau des österreichischen Geschäftsträgers: „Was hat ein Schnitzel mit Deutschland zu tun? Wien ist immer noch die Hauptstadt Österreichs." Versuche der Veranstalter, die Damen auszusöhnen, sind fehlgeschlagen. Die Frauen der deutschen und österreichischen Kolonie haben die gesellschaftlichen Beziehungen abgebrochen.

fürchten, daß ein dergestalt finanzierter Wohnungsbau das Preisgebäude der Philatelie zum Einsturz bringen werde.

NICHT GRENZENLOS ist ganz offensichtlich der Respekt, den gewisse spanische Monarchisten dem angestammten Königshaus entgegenbringen. Das erwies sich jetzt im portugiesischen Atlantik-Bad Estoril, wo Thronprätendent Don Juan (48) nebst Sohn Juan Carlos in einer Segelregatta antrat. Allen Anstrengungen zum Trotz wurde das hohe Paar in der Konkurrenz gegen ihre mitsegelnden Thron-Ergebenen nur letzte. Der (nicht humorlose) Juan Carlos (23), der offenbar erwartet hatte, man werde ihm den Makel des Verlierers respektvoll ersparen, bemerkte bissig: „Ihr seid mir ja schöne Monarchisten."





Immer neuen Kummer macht Alain Delon seiner Braut Romy Schneider. Kaum war Gras über die Affäre mit der dunkelhäutigen Tänzerin Katy O'Brian gewachsen, da ließ sich Alain in zärtlicher Pose mit Monica Vitti fotografieren. Allerdings — diesmal hatte er eine plausible Entschuldigung: die blonde Italienerin ist seine Partnerin im Film „L'Eclisse", und die verliebte Szene steht im Drehbuch. Ein Grund mehr für Romy, sich Sorgen zu machen. Denn sie weiß, daß ihr Alain seinen jeweiligen Filmlieben stets ein wenig zu tief in die schönen Augen zu blicken pflegt

Zu früh gefreut hatten sich Nancy Kwan und Maximilian Schell: ihr heimliches Rendezvous in der Nähe von Rom (links) blieb ebenso wenig unentdeckt, wie ihr letzter „anonymer" Besuch in München. Um den Blicken neugieriger Verehrer zu entgehen, nützten Hollywoodstar Nancy und der Schell-Bruder die Drehpausen des Films „Der Heilige" zu ungestörten Zwiegesprächen (rechts). Ihre Liebe ist längst kein Geheimnis mehr ...





Revue

Auf besonders originelle Weise offenbarte ein Beamter an der deutsch-österreichischen Grenze bei Salzburg seine Zuneigung für den Hollywoodstar Yvette Mimieux: er stempelte eine freie Seite im Paß der Schauspielerin so oft, bis sich aus dem vielfachen Abdruck des Dienstsiegels die Umrisse eines Herzens erkennen ließen. Da sage mir noch einer, unsere Beamten hätten keinen Sinn für Romantik! Yvette jedenfalls war so gerührt von dieser wortlosen Liebeserklärung, daß sie nach dem Namen ihres herzigen Verehrers zu fragen vergaß. Für ihn wahrscheinlich ein Glück, denn womöglich hätte ihm der „Mißbrauch" des Stempels noch eine Rüge von allerhöchster Stelle eingebracht . . .

Ohne sein Zutun und vor allem ohne einen Pfennig Gage wirkt Jean-Paul Belmondo in dem deutschen Film „Riviera-Story" mit. Der Star Nr. 1 der französischen Neuen Welle drehte zu seinem Privatvergnügen auf der Go-Cart-Bahn von Biot (bei Nizza) gerade zu dem Zeitpunkt einige Runden, als Regisseur Wolfgang Becker mit seiner Hauptdarstellerin Ulla Jacobsson dort filmte. Ob Ulla von Jean-Pauls flotter Kurventechnik so verwirrt war, oder ob sie ihm im Vorbeifahren zu tief in die Augen blickte — jedenfalls rannte sie mit ihrem Go-Cart-Wagen die Kamera über den Haufen. Der Schaden war beträchtlich. Für d e n Preis, vermute ich, hätte der sparsame Becker den Belmondo auch engagieren können . . .

Nur eine Nacht lang war es Wilhelm Kainz vergönnt, unter einer Decke von Brigitte Bardot zu schlafen. Denn der junge Mann aus Österreich, der bei seinem Einbruch in die B.B.-Sommervilla außer dem wärmenden Schlaf-Utensil auch noch Lebensmittelvorräte erbeutet hatte, wurde schon am Morgen nach der Tat verhaftet. Dank gut sichtbarer Fußspuren im Garten des Bardot-Hauses kam die Polizei von St.-Tropez dem Dieb schnell auf die Schliche. In einem Campingzelt in der Nähe von Brigittes Villa wurde Wilhelm festgenommen. Die Decke mußte er zu seinem Kummer abgeben. Obwohl er im Gefängnis sicher Verwendung dafür gehabt hätte.

Unzertrennlich sind seit einiger Zeit Hollywoodstar Laurence Harvey und Mrs. Joan Cohn, die zwanzig Millionen Dollar reiche Witwe des ehemaligen Columbia-Chefs Harry Cohn. Da Laurence die immer noch attraktive Blondine als sein „Maskottchen" betrachtet, ließ er sich von ihr auch zu den Dreharbeiten für „Die wunderbare Welt der Gebrüder Grimm" nach Rothenburg o.T. und Bad Ems begleiten. Nur einmal wich Joan für ein paar Tage von Laurences Seite. Sie mußte nach New York fliegen — um dort zu ihrem Friseur zu gehen.

Ein Glück, daß Laurence die Rechnung nicht bezahlen muß. Bis nächste Woche Ihr

Hunter

Am Ende aller Gier

Fortsetzung von Seite 28

„Ein wenig."

„Waren Sie schon öfter hier?"

„Aber das wissen Sie doch", erwidert Berthier; er lächelt mit dünnen Lippen.

„Sie kannten auch Monsieur Geisser?"

„Ich kenne viele Menschen", versetzt der Festgenommene glatt.

„Sie tätigten Geschäfte mit ihm?"

„Ich mache viele Geschäfte ... Was wollen Sie von mir?"

Der Beamte lehnt sich zurück, schlägt die Beine übereinander, greift nach der zweiten Zigarette. „Geduld, Monsieur Berthier", sagt er höflich, „Fragen stelle im übrigen ich." Er nickt dabei, als entschuldigte er sich. Der Ton ist bei der Schweizer Polizei korrekt, vielleicht etwas höflicher als in anderen Ländern. Ein Untersuchungsgefangener hat Anspruch auf wohldosierte Freiheiten und menschliche Behandlung — und im übrigen wird er erst vom Richter, nicht schon von der Polizei verurteilt.

„Kommen wir zur Sache", fährt der Vernehmende fort. „Sie wissen vermutlich, daß Geisser ermordet wurde."

„Tut mir leid."

„In der Nacht vom siebenten auf den achten November. Wo waren Sie da?"

„Das ist doch nicht Ihr Ernst", erwidert Berthier, „woher wüßten Sie, wo Sie sich in der Nacht vor fünf Wochen und drei Tagen aufhielten?"

„Ich könnte es feststellen", versetzt der Kriminalbeamte ruhig.

„Ich vielleicht auch", erwidert Berthier sarkastisch.

„Dann würde ich es an Ihrer Stelle tun! Und zwar rasch ..."

„Warum?"

„Tut mir leid, ich muß Ihnen eröffnen, daß Sie tatverdächtig sind. Einmal wegen einer für uns noch undurchsichtigen Geschäftsverbindung und dann, weil Sie Zeugen in der Nähe des Tatortes gesehen haben. Sie verstehen?"

Berthier nickt. Er starrt mit ausdruckslosem Gesicht auf den Fußboden, aber man spürt die Spannung, mit der er sich auf seine Aussage konzentriert.

„Geben Sie mir einen Kalender", sagt Berthier dann ruhig. Der Beamte hat ihn zur Hand. Berthier sucht das Datum, nickt dann finster, als hätte er es nicht anders erwartet.

„Waren Sie in der Schweiz?"

„Ja."

„In Genf?"

„Nein ... in Zürich."

„Können Sie es beweisen?"

„Ich könnte es, aber ..."

„Aber?"

„Höchstens im äußersten Notfall", erwidert Berthier — bewußt nachdenklich.

„Ich glaube, der äußerste Notfall ist bereits gegeben", erwidert der Beamte, „entweder Sie sprechen, Monsieur, oder wir gehen heute mittag gemeinsam zum Untersuchungsrichter, und ich erwirke gegen Sie einen Haftbefehl wegen Mordes. Ich will Sie nicht bedrängen ... aber länger als ein oder zwei Stunden habe ich leider nicht Zeit."

„Zu dumm", versetzt Berthier. Er trägt die Verzweiflung zu deutlich im Gesicht. Alles wirkt an ihm jetzt falsch, gestellt. Er sieht nach einem präparierten Alibi aus.

Der Polizeibeamte sieht es und wartet geduldig. Er kennt die Leute, mit denen er zu tun hat, und er merkt sofort, daß er hier einen kalten, zynischen Burschen vor sich hat, einen, der sein schmutziges Handwerk aus dem Effeff beherrscht, der gewohnt ist, mit dem Rücken zur Wand zu stehen und aus der Nacht heraus zuzuschlagen: so zu handeln zum Beispiel wie der Unbekannte, der in der Nacht vom siebenten auf den achten November den heimkehrenden Fabrikanten Léon Geisser aus dem Hinterhalt überfiel und dann spurlos verschwand ...

„Fangen wir von vorne an", sagt der Beamte ruhig. „Welche Geschäfte tätigten Sie mit dem Ermordeten?"

„Es handelte sich um tausend alte deutsche Wehrmachtskarabiner ... Ich holte ein Angebot ein."

„Für wen?"

„Bedaure ... Firmengeheimnis."

Der Beamte sieht demonstrativ auf die Uhr.

„Ich bin übrigens jetzt ganz sicher, wo ich in Zürich war", fährt der Verdächtige gedehnt fort.

„Bei einer Frau, nicht?" erwidert der Beamte, und diesmal schillert die Ironie durch seine Worte.

„Genau ... leider ist die Dame verheiratet und ... verstehen Sie, Monsieur le Commissaire, ich bin ein Kavalier."

„... der lieber einen Mord auf sich nimmt, als eine Dame zu kompromittieren", unterbricht ihn der Polizeibeamte.

„Nein, leider nicht." Der Verdächtige zieht einen Zettel aus der Tasche und überreicht ihn dem Chef der Mordkommission: „Hier ist der Name ... und mein Alibi."

„Wir werden es prüfen."

Der Verdächtige wird abgeführt. Der illegale Aufenthalt in der Schweiz ist zunächst ein willkommener Vorwand für die Genfer Kriminalpolizei, ihn in Haft zu halten. Aber das geht nur für Tage, denn sicher wird sich Berthier einen Anwalt nehmen und auf rasche Erledigung dieses an sich unbedeutenden Delikts drängen, und dann wird man den Mann aus der Haft entlassen, der jetzt für die Polizei mit weitem Abstand an der Spitze der Verdächtigen steht ...

★

Zügig schaltet die Verkehrsampel auf „Grün". Der Mann im offenen Plymouth schießt los. Er ist ein guter Autofahrer, chauffiert vielleicht ein wenig zu schnell, aber sicher. Außerdem ist er Amateurtaucher, Reiter, Skiläufer. Neuerdings nimmt er auch noch Flugstunden, und sein Fluglehrer ist zugleich der Freund seiner Frau.

Richard Bauer, von Freunden und Bekannten „Dicky" genannt, weiß und duldet es. Er fährt hinaus zum Flugplatz, wo ihn Bourgeaud erwartet, den er schlagen müßte und mit dem er statt dessen auf du steht, auf Wunsch seiner Frau. Die Wünsche Josettes sind für ihn Befehle. Ihre Befehle führt Dicky ohne weitere Frage aus ...

Sie sitzen nebeneinander in der Schulmaschine. Es ist die vierte Flugstunde.

Bourgeaud sieht Dicky an, erwidert das Kopfnicken und gibt Vollgas im Stand, horcht eine Sekunde noch dem Motorengeräusch nach, dann rollt der einmotorige Vogel über die Piste, hebt sich fast unmerklich, gewinnt rasch Höhe. Bourgeaud — er hat eine hohe Stirn, modisch geschnittene Haare, eine kräftige Nase, stark ausgeprägte Lippen — zieht den Knüppel nach oben, kommt in eine Böe, lächelt, als er Dickys ängstliche Miene bemerkt, dreht dann nach rechts.

Unten liegen die Häuser von Genf, ihre modernen Fassaden neben den alten Patrizierbauten. Drunten liegt der See, umgeben von den Bergen; die Menschen sind aus der Vogelschau so klein wie ihre Probleme. Fliegen: das ist Bourgeauds Metier, seine tägliche Freude, seine Leidenschaft. Er gleitet dahin, schwerelos im Äther, läßt sich auf dem Rücken des Windes tragen, hebt die Schwingen wie einen Spiegel der Sonne entgegen, vergißt den neben ihm sitzenden Schüler, den er unterrichten soll — und dessen Frau ihm zuviel bedeutet ...

„So", ruft Bourgeaud in das Kehlkopfmikrophon, „gleich übernimmst du das Steuer."

Bauer nickt zerstreut. Er sieht nur die Hände: sie sind schmal und sensibel, gepflegt und kräftig. Es sind die Hände des anderen. Des Mannes, der Josette streichelt, die erste und letzte Frau seines Lebens, die Mutter seines Kindes, die Frau, der er hörig ist, für die er alles tut, selbst etwas Ungeheuerliches ...

„Los", fährt ihn Bourgeaud an, „drück die Kiste nach unten."

Dicky schreckt aus seinen Gedanken hoch, ist ein paar Sekunden verwirrt, dann begreift er, was Bourgeaud von ihm will. Er nimmt das Steuer ergeben in die Hand, kein Pilot in diesem Moment, eher schon eine Marionette, wie im Leben — so auch in der Luft ...

★

Sie fahren wie immer mit Josettes Wagen. Heute ist Paget an der Reihe. Josette und er sind wie in der Nacht, in der der Vater der jungen, hübschen

Frau ermordet wurde, in der Domino-Bar in Rolle an der Peripherie Genfs. Sie sehen und lassen sich sehen und zeigen vor allem, daß sie zur High Society gehören, zu den oberen Zehntausend, die in Wirklichkeit viel weniger sind — und sich hier in dem eleganten Dancing ein Gala-Essen mit Champagner für 300 sfr (275,— DM) leisten können.

Josette ist sprunghaft, aber nicht so wirbelig wie sonst, eher gereizt. Etwas scheint sie zu treiben, jagt sie durch die Leere des „dolce vita" sozusagen im Eilzugstempo. Sie giert nach allem und wirft es weg, wenn sie es hat. So verfährt sie mit ihren Garderoben, mit ihren Liebhabern, mit ihren Autos. Namen wechseln wie Typen: zuerst ein Fiat, dann ein Hillmann, ein Vanguard-special, ein Triumph-Sport und jetzt ein Plymouth, ein offener Straßenkreuzer, in dem die junge Frau, die die Stimme eines Kindes hat und das Leben einer Kurtisane führt, noch graziler wirkt.

„Wollen wir tanzen?" fragt Paget.

„Nein."

„Oder ein anderes Lokal aufsuchen?"

Josette schüttelt den Kopf.

„Wollen wir zu dir? Oder zu mir?" fragt er weiter.

„Nein", erwidert sie hartnäckig. Sie schaut sich gelangweilt um. An einem Tisch im Hintergrund verfängt sich ihr Blick. Zunächst scheint sie zu staunen und dann zu erschrecken. Paget folgt ihren Augen.

„Der war gestern auch schon da", sagt sie hastig.

„Na und, wir doch auch", erwidert Paget lächelnd.

„Ich glaube, ich habe ihn auch sonst schon ein paarmal gesehen", erwidert die junge Frau.

„Vielleicht ist er hinter dir her?" Er lacht laut und selbstzufrieden.

Sie haben noch beide den Mann im Blick; er sieht jetzt weg. Der Ober tritt an den Tisch und fragt, ob er noch eine Flasche bringen soll.

„Kennen Sie den Herrn am Nebentisch?" fragt Paget.

„Er kommt in letzter Zeit öfters hierher. Ich weiß nicht, wie er heißt, aber er ist ...", der Kellner läßt den Rest versickern.

„Was ist er?" drängt Paget.

„Ich glaube, bei der Genfer Kriminalpolizei", sagt der Ober mit gedämpfter Stimme und läßt die Schultern durchhängen, wie um auszudrücken, daß man in diesen schlechten Zeiten eben auch andere Gäste bedienen müßte.

„Komm", erwidert Josette, greift wie gehetzt nach ihrer Tasche.

„Was hast du denn?"

Sie geht zielstrebig auf den Ausgang zu, ohne die Blicke der Männer, die ihr sonst soviel bedeuten, zu beachten. Sie läuft so rasch, daß ihr Paget, der sich über ihr seltsames Verhalten wundert, kaum folgen kann. Josette läßt sich erschöpft in das weiche Polster des Plymouths fallen.

„Was ist denn bloß los mit dir heute?" fragt Paget und legt den Arm um ihre Schultern.

Sie macht sich steif. „Ich weiß nicht, ich bin nervös, ich sehe schon Gespenster. Ich brauche eine Erholung. Fahren wir an die Riviera."

„Wenn du willst."

„Ich muß hier 'raus", sagt Josette.

Am nächsten Tag reist sie ab. Mit Paget. Zum Wochenende werden Dicky, ihr Mann, und Bourgeaud per Flugzeug eine Stippvisite machen.

Josette kommt gar nicht dazu, sich über die makabre Pikanterie zu wundern, denn sie ist vollauf beschäftigt mit einem „Cours d'élégance", bei dem sie den ersten Preis gewinnen und sich artig vor den mondänen Zuschauern verbeugen wird, die sie zur Königin dieses Abends küren.

Und sie wird dastehen, neben ihrem glitzernden Wagen, eine lächelnde junge Frau, und keiner, der diesen Schnappschuß von der Côte d'Azur sieht, kann wissen, daß sie bald im Mittelpunkt einer anderen Veranstaltung stehen wird: auf der harten Anklagebank des Schwurgerichts, als Anstifterin eines Mordes, verübt an ihrem eigenen Vater.

*

Kommissar Prier steht sein Auftrag bis zum Hals. Er soll, nicht permanent, aber doch gründlich, einen Verdächtigen beschatten und darüber regelmäßig Bericht

6/1274 WORT UND BILD

Am Ende aller Gier

erstatten. Zwar wurde Berthier vor zwei Tagen aus der Haft entlassen und mittlerweile unter Polizeibewachung an den Flugplatz gebracht, um endgültig abgeschoben zu werden. Zwar ist die Mordkommission, deren Ermittlungen stagnieren, mittlerweile um jeden Verdächtigen froh, aber dieser Mann hier, der ziellos durch die City schlendert, Dicky Bauer, gehört nicht in die Polizeiakten, sondern vor den Psychiater — dessen ist sich Kommissar Prier völlig sicher.

Drei Monate schon dauert jetzt der Auftrag, und er brachte eine Menge Arbeit und so gut wie keinen Erfolg. Das Bild, das sich die Polizei von dem labilen Burschen mit der dicken Hornbrille und dem buschigen Haarschopf macht, stimmt genau: im Leben ist er ein Erfolgloser, in seiner Ehe ein Hahnrei, als Vater eine tragikomische Figur, in der „Mordsache Geisser" ein Verdächtiger und im übrigen ein psychologisches Rätsel, über das sich Kommissar Prier nicht weiter den Kopf zerbrechen will.

Der Beschattete geht an den Zeitungsstand, kauft zwei Journale, die er an der nächsten Ecke wieder liegen läßt, bestellt ein Taxi, fährt an den Südrand der Stadt, steigt aus und geht dann unverzüglich, als hätte er es sich anders überlegt, wieder zurück.

Prier bleibt hinter ihm, wie an so manchem Tag, noch immer unbemerkt von Bauer, noch immer unbelohnt für seine Mühe. Wenn er auch schon ein ganzes Aktenbündel zusammentrug, in dem steht, daß Dicky Bauer seiner Mutter über 100 000 Schweizer Franken herauslockte, daß er für 40 000 Mark Wertpapiere zu treuen Händen übernahm, sie längst an der Börse verkaufte, aus Tarnungsgründen jedoch seiner Mutter regelmäßig die Aktiendividenden überweisen läßt. Das ist Betrug, aber es ist die Tat eines kleinen Ganoven, keineswegs eines kaltblütigen Mörders.

Dicky Bauer holt jetzt schneller aus, als hätte er endlich ein Ziel gefunden. Je weiter er geht, desto mehr muß der Kriminalbeamte über ihn lachen. Das ist ein Treppenwitz: Dicky Bauer geht in das Hauptquartier der Genfer Kriminalpolizei, und der ihn beschattende Kommissar folgt ihm auftragsgemäß bis an seinen eigenen Arbeitsplatz.

Für heute reicht es Prier, er hat keine Lust, Bauer hier zu begegnen. Er fährt mehr aus Zeitvertreib noch einmal nach Pinchat, Bauers früherem Wohnort, hinaus, um mit den Nachbarn zu sprechen.

Heute hat er Glück und erreicht Madame Dubon, die bisher verreist war, und die Wand an Wand mit den Bauers, die inzwischen in die Villa des Ermordeten übersiedelten, wohnte und nachts nicht schlafen konnte. Der Polizeibeamte stellt zum hundertsten Male mit ergebener Routine die übliche Frage:

„Ist Ihnen in der Mordnacht etwas Besonderes aufgefallen? Sie können es ruhig sagen. Auf Wunsch behandeln wir Ihre Aussage auch vertraulich . . ."

Die Zeugin ist eine rundliche, mütterliche Frau, in deren Gesicht sich das Leben in Keilschrift eingetragen hat, die aber trotzdem ihren Humor nicht verlor, und zu deren Weltbild es auch gehört, mit ihren Nachbarn in Frieden zu leben. Mit dem Instinkt des Fahnders spürt Prier, daß ihm Madame Dubon doch etwas Neues zu sagen hat. So drängt er sanft, sie wird zutraulich und beginnt:

„Ja, schon . . .", sagt die Zeugin schließlich. „Die Bauers unterhielten sich ganz ruhig, und dann, wie auf Kommando, schlugen sie aufeinander ein."

„Ja, und?"

„Das ist schon öfters vorgekommen, aber sonst stritten die beiden laut miteinander, aber da . . . Sie wissen schon . . . in der Nacht . . . haben sie sich bloß unterhalten. Es war so . . ."

„Es wirkte auf Sie wie verabredet?" gibt Prier das Stichwort.

„Ja, vielleicht . . ."

Nicht viel, aber schon etwas, denkt der Polizeibeamte. Er traut der alten Frau nicht so viel Beobachtungsgabe zu, aber er weiß aus zahlreichen anderen Fällen, daß die Zeugin vielleicht mehr weiß, als sie sagt, daß sie Gesprächsfetzen mit anhörte, die sie jetzt aus Taktgefühl oder aus Ängstlichkeit nicht ganz preisgeben will.

Prier fährt ins Polizeipräsidium zurück und versucht noch einmal alles zusammenzubauen. Da ist Bourgeaud, der Liebhaber für den Tag. Dann Paget, der Mann für die Nacht, der mit großer Selbstverständlichkeit Josettes Handtasche an sich nimmt, um die hohen Zechen aus ihrer Börse zu begleichen. Dann der Ehemann selbst, der reif für den Psychiater ist. Dem vielleicht vor seiner eigenen Frau ekelt, der aber trotzdem in einer Art von seelischem Masochismus nicht von ihr loskommt: ein klinischer Fall vielleicht, einer, der den ihm zugefügten Schmerz wollüstig genießt . . .

★

Inzwischen sprach Dicky Bauer beim Untersuchungsrichter Dussaix vor, der wegen der Störung keineswegs erfreut ist und gleich beim Eintritt dem Besucher entgegenhält, daß er ihm nichts Neues zu sagen hätte.

Wieder steht Dicky verlegen vor ihm, wendet die Worte wie einen Hut, findet keinen Anfang und vor allem kein Ende. Und wieder will ihn der tüchtige Untersuchungsrichter hinauskomplimentieren, und da endlich kommt der junge Mann mit dem leichten Sprachfehler zur Sache:

„Ich habe 1500 Franken bei Ihnen deponiert . . . für Hinweise, die zur Ergreifung des Täters führen."

„Ja, aber das weiß ich doch."

„Deswegen bin ich hier."

„Sie wollen die Belohnung erhöhen?" will ihm Dussaix eine Brücke bauen.

„Nein, das nicht, aber wissen Sie . . . ich bin in einer . . . in einer peinlichen Verlegenheit . . . nur für Tage . . . nichts Endgültiges. Aber . . ."

„Was wollen Sie eigentlich?"

„Ich brauche das Geld", erwidert Dicky Bauer mit einem Ruck.

„Die Belohnung?"

„Ja, ich bring' sie ja wieder, wenn Sie den Täter gefaßt haben", setzt der junge Mann gequält hinzu. „Aber jetzt, ich habe Verpflichtungen, ein Wechsel, der sonst zu Protest geht . . . eine dumme Sache . . . kann mal vorkommen . . ."

„Sie wollen das mir übergebene Geld zurückhaben?" fragt Dussaix ungläubig.

„Ja", versetzt Dicky Bauer erleichtert, „aber ich bring' es ja wieder, wenn . . ."

Der Beamte zieht angewidert die Mundwinkel hoch, zögert einen Moment, klingelt dann und gibt, ohne Bauer noch irgendwie zu beachten, Anweisung, das Versprechen der Belohnung zurückzuziehen und dem Schwiegersohn des Ermordeten 1500 Schweizer Franken in bar auszuhändigen.

Damit scheint für ihn der Fall erledigt. Zunächst. Aber es läßt ihm keine Ruhe. Er denkt über die Begegnung nach. Über die seltsame Handlungsweise eines Menschen, der Hunderttausende erbte und lumpige Fünfzehnhundert nicht zur Hand hat.

Dussaix läßt sich die Akten geben, von Kommissar Prier Vortrag erstatten, und da ist der Chef der Mordkommission wieder da, der einfach gegen Dicky Bauer etwas hat, sei es aus Instinkt oder aus einem Tick heraus, und deshalb auf die Ausstellung eines Durchsuchungsbefehls in der Villa Bauer drängt.

Es ist ein bedeutsamer, gefährlicher Schritt, und die Chancen stehen 100:1, daß nichts herauskommt, außer einem Skandal in der Genfer Gesellschaft. Und von Skandalen hält man nichts in der Schweiz . . .

Aber nach einigen Tagen stellt Richter Dussaix seine Bedenken zurück, läßt sich von seinen Beamten versprechen, daß sie so behutsam wie möglich vorgehen, und gibt ihnen vorsorglich einen Untersuchungsbefehl, den sie jedoch nur im äußersten Notfall benutzen sollen.

So spricht Prier gegen Mittag auf Wunsch allein in der Villa des Ermordeten an der Rue de Lyon vor. Josette ist schon zurechtgemacht, aber eigentlich noch nicht aufgestanden. Sie trägt ein Tea-Gown aus Seide, ein üppiges, anzügliches Lächeln, ein blasses Rouge und im übrigen übertriebene Liebenswürdigkeit.

„Nett, daß Sie uns besuchen, Monsieur Prier", begrüßt sie den Beamten, „gibt es etwas Neues?"

„Gar nichts."
„Kann ich Ihnen helfen?"
„Es wäre schön."
„Vielleicht kann ich Ihnen einen Tip geben?"
„Einen Tip?"
„Ja", versetzt Josette. Sie läßt sich in einen Klubsessel fallen, mit ihrem Körper posierend: „Es ist mir peinlich, aber ... schließlich handelt es sich ja um meinen Vater ..."
„Und?"
„Monsieur Lomaglio soll ja nun im Krankenhaus liegen ... trauen Sie dieser Krankheit nicht", setzt Josette lebhaft hinzu, „es ist eine Ausrede, ein Zeichen von schlechtem Gewissen ... Sie haben den Mann viel zu rasch aus der Haft entlassen. Für mich gab's von Anfang an nur einen Täter, und das war er."
„Kann sein", versetzt Prier lustlos. „Ich danke Ihnen für den Tip, Madame."
„Bitte."
„Ich hätte noch eine Bitte, Madame."
„Gewährt."
„In diesem Haus wohnte doch Ihr Vater?"
„Ja."
„Darf ich mich ein bißchen umsehen ..."
„Warum nicht?" meint die junge Frau, eine Spur kühler, „aber ich weiß nicht, was es soll."
„Wir Polizisten sind Pedanten."
„Ja, aber jetzt noch ..."
„Vielleicht finde ich doch noch einen Anhaltspunkt. Wenn Sie mir erlauben wollen ...", mit einem matten Versuch, witzig zu werden, setzt Prier hinzu: „Es ist ja meine Zeit, die wir hier vertrödeln."
„Wenn Sie wollen."
So kommt es zu einer freiwilligen, ungemein höflichen Haussuchung. Die Erben haben inzwischen die Villa umgebaut. Wände sind verschwunden. Aus einer Kammer wurde eine Bar, in der es oft hoch herging, in der mitunter zwanzig, dreißig, fünfzig und noch mehr Gäste zusammenkamen, lachten, tanzten, tranken, sich amüsierten. Es war ein geschmackloser, schauriger Tanz um die Leiche eines Mannes, dessen Mörder noch nicht gefunden war.
Prier ist gründlich und zielstrebig. Josette zieht sich zuerst um, dann begleitet sie ihn. Vom Keller bis zum Boden. Vom Boden bis zum Keller. Raum für Raum. Und ohne jedes Ergebnis. Und je zerknirschter der Polizeibeamte über seine Erfolglosigkeit ist, desto liebenswürdiger ist Josette bereit, ihm darüber hinwegzuhelfen. Zuletzt stoßen sie auf eine Art Werkstätte, die sich Dicky eingerichtet hat.
„Was ist denn das?" fragt Prier, scheinbar erstaunt.
„Ach, mein Mann bastelt gern, es ist sein Hobby, verstehen Sie."
„Ja, natürlich, Madame."
„Fast das ganze Spielzeug Dominiques macht er selbst. Er hängt so an dem Kind."
„Hm", versetzt Prier zerstreut. Dann sucht er. Mehr mit den Augen als mit Händen. Nichts entgeht ihm. Alles erfaßt er, als ob er es fotografieren wollte. Er bückt sich, zieht etwas aus einem Abfalleimer. Es ist ein zerbrochener Besenstiel. Es ist mehr Routine als Überlegung.
„Darf ich das mitnehmen?" fragt er Josette.
„Was ... diesen kaputten Besenstiel?"
„Ja, Madame."
„Was wollen Sie denn damit?"
„Genaugenommen weiß ich es selbst nicht", entgegnete Prier.
Josette lacht, legt flüchtig die Hand auf seinen Arm, zieht ihn weiter. Sie lacht noch immer über das zerbrochene Stück Holz, das einzige Ergebnis einer stundenlangen Haussuchung. Sie lacht mit ihrer hellen kindlichen Stimme, und sie weiß noch nicht, daß sie gar nichts zu lachen hat, denn jetzt endlich, nach vielen Monaten zermürbenden Kreislaufes, hat die Polizei die erste richtige Spur gefunden, die erste Handhabe.
Vielleicht wäre ohne einen zerbrochenen Besenstiel der „Mordfall Geisser" niemals gelöst worden ...

In der nächsten REVUE:
Der Mörder, der leiden muß, wenn er lieben möchte



Tage ohne Plage

Vielfach hört man noch die Meinung, daß die Schmerzen in den kritischen Tagen von selber kommen — und daher auch von selber wieder gehen sollten. Für das Ertragen der oftmals sehr heftigen Beschwerden gibt es allerdings keinen triftigen Grund. Man weiß ja, daß es sich hier um keine bösartigen oder gefährlichen Schmerzursachen handelt, sondern um einen natürlichen Vorgang, der leider mit Schmerzen verbunden ist. Sie tun deshalb gut daran, wenn Sie gleich am Anfang der Beschwerden eine Melabon-Kapsel nehmen. Melabon wirkt besonders rasch und nachhaltig, so daß meist schon eine Melabon-Kapsel für den ganzen Tag genügt. Die Einnahme ist einfach und leicht: die Kapsel im Munde erweichen (nicht zerfallen) lassen, dann ein Schluck — ein Rutsch — und sie gleitet geschmeidig in den Magen. Hier werden die pulverförmigen Arzneistoffe sofort vom Körper aufgenommen und wirken dementsprechend rasch auf Schmerzzentrum und Schmerzherd. Keine Gewöhnung, gut verträglich!

Melabon

Klamauk für Millionen



Wo Willy lacht (links), da bleibt kein Auge trocken. „Der Etappenhase", Standardstück des Millowitsch-Theaters, war auch auf dem Fernsehschirm erfolgreich

Fortsetzung von Seite 26

ist ein kauziger, vielseitiger Mann. Er hätte aus Goethes Faust, dem „Vorspiel auf dem Theater" stammen können: verschlagener Geschäftsmann, schillernder Komödiant, Sparsamkeits-Apostel und Respekts-Person. „Herr Thiatertirekter", sagte man in Köln zu ihm und zog den Hut.

1909 erlebt der Alte noch die Geburt seines Enkels. Er stapft knorrig ins Haus seines Sohnes Peter, der jetzt das Familien-Unternehmen leitet.

„Kann ich den Willy sehen", knurrt er.

„Welchen Willy?" fragt der Papa verdutzt.

Aber der Alte lächelt bloß verkniffen. Für ihn ist es ausgemachte Sache, daß der Enkel heißen wird wie er: Willy Millowitsch.

Das Enkelkind schreit beim Anblick des Großvaters. Aber Willy senior ist um so mehr zufrieden:

„Wenn dä op dr Bühn och eso schreit — dann flupp et ja!"

Zu der Karriere, die der Großvater klarsichtig, obwohl schon fast erblindet, voraussah, wäre es um ein Haar nie gekommen, weil Willy als Kind soviel schrie. Ein kleines Mädchen, von Willys Mutter nur für wenige Minuten als „Baby-Sitter" eingesetzt, kam auf den radikalen Einfall, den strammen Schreihals mit Papierschnitzeln zu stopfen. Er war schon blau angelaufen, als die Mutter dazukam.

Willys erstes Bühnenerlebnis ist auch mehr schmerzlicher Art. Auch unter seinem Vater Peter hieß die Devise des Theaterspielens: Vollbeschäftigung für die ganze Familie. Eines Tages wurde für eine Rolle ein schreiendes Kleinkind gebraucht. Was lag näher, als den eigenen Filius zu bemühen. Aber der tat es gerade nicht, wo er es hätte tun dürfen. Also mußte nachgeholfen werden. Klein-Willy bekam auf der Bühne einen kräftigen Kniff und schrie prompt.

Willy Millowitschs Kindheit ist von den Wolken überschattet, die über der ganzen Generation liegen. Erster Welt-

krieg, Ruhrbesatzung, Inflation, Hunger. Die Bühne seines Vaters spielt teils in Köln, teils gastiert sie im weiteren Weichbild der Stadt. Für den Jungen ist kein rechter Platz zu Hause, er wird in ein Internat gebracht. Er ist kein begeisterter Schüler. Aus Heimweh brennt er schließlich durch. Er will nicht Schauspieler werden, aber da er nun einmal zu Hause ist, muß er im Familienbetrieb auch zweckmäßig eingesetzt werden. Er wird Plakat-Ankleber, Geräuschmacher, Kulissenschieber, Requisiteur, Inspizient und — abwechselnd mit der Mutter — Kartenverkäuer an der Abendkasse. Er lernt früh ein Wort seines Großvaters begreifen:

„Das Schauspiel hat keinen goldenen Boden, allenfalls einen Schnürboden ..."

Willy Millowitsch spricht von dieser Zeit als von seinen „Schwer- und Wanderjahren."

Eine Pleite hat sich fest in sein Gedächtnis eingeprägt. Eines Tages gastiert die Wanderbühne in Idar-Oberstein. Aber die Plakatwände, die Willy bekleben soll, sind schon vorbesetzt. Von allen Litfaß-Säulen prangt ein berühmter Name, mit dem man nicht konkurrieren kann: Hanussen, der Hellseher. Die Millowitsch-Bühne hatte damals nicht viel Finanz-Polster. Drei Tage lang spielte man vor leerem Haus. Anschließend konnte Vater Millowitsch dem Wirt, dem der gemietete Saal gehörte, nur versprechen, er werde Hanussen fragen, wie er die Miete bezahlen solle. Es blieb nichts anderes übrig, als die Garderobe zurückzulassen ...

Aber Ende der zwanziger Jahre ist die Millowitsch-Bühne wieder durchaus flott. Der Papa hat das Glück, auf das Stücke-Repertoire eines Berliner Autoren-Teams zu stoßen. Arnold und Bach in Berlin schrieben am laufenden Band handfesten Klamauk nach bewährtem dramatischem Rezept. Stücke, die sich für jede Art von „intimem Theater" verwerten ließen, Stücke, deren simpler Gehalt in jedes Lokalkolorit umgefärbt werden konnte ... Ein bißchen böse Schwiegermutter ... ein bißchen Ehekrach ... ein bißchen Familien-Intrige ... ein bißchen Untreue ... und ein bißchen Mißverständnis ... Durch diese Stücke — andere, Einzelwürfe, kommen hinzu: „Der Etappenhase", „Der Hochtourist", „Der Privatdetektiv" — findet die Millowitsch-Bühne aus dem ständigen Stoffmangel, hier findet sie, was sie braucht. Jetzt erst wird sie zu einem stehenden Begriff in Köln, sozusagen zu einem Markenartikel für anspruchslose Volksbelustigung.

Willy selbst erkennt noch nicht, welche Rollen die Zukunft für ihn bereithält. Denn jetzt steht er — ein schlanker, melancholischer Jüngling mit blauen Schmachtaugen — gerade erst auf der Bühne und darf schwülstige Liebhaber spielen. Er hält sich für total unbegabt. Später kommt er darauf, daß ihm das Genre nicht liegt.

„Lieber zehn Sätze anständige Charge", sagt er heute, „als eine durchgehende Liebhaber-Rolle."

Als Adolf Hitler sich anschickt, ganz Deutschland für seine tragische Inszenierung aufzurufen, geht in Köln bei Millowitschs gerade die Komödie „Familie Raffke" über die Bretter. Die Nazis schicken Schnüffler. Aber die braune Theaterkritik findet zu Vater und Sohn Millowitschs Überraschung kein Haar im Programm.

„So machen Sie mal weiter", meint ein gönnerhafter NS-Kulturbeauftragter, „Kriegsgewinnlern und Volksschädlingen die Maske vom Gesicht zu reißen, das liegt ganz auf unserer Linie ..."

Aber dann denken sich die neuen Herren doch etwas aus, um die Millowitsch-Bühne zu einem nationalsozialistischen Propaganda-Instrument zu machen. Sie schreiben Vater Millowitsch vor, den „Horst Wessel" zu inszenieren. Horst Wessel, der fragwürdige Heros der NS-Bewegung auf der Millowitsch-Bühne! Es wird ein brausender Erfolg. Aber nicht so, wie ihn sich die Auftraggeber erhofft hatten. Die Leute halten sich die Seiten vor Lachen. Willy spielt einen stummen SA-Mann. Stumm begreift er zum erstenmal das kleine Einmaleins der großen Komik.

Bei Kriegsbeginn wird das Millo-

Fortsetzung übernächste Seite



Klamauk für Millionen



Daheim bei Willy fühlt sich Millowitsch am wohlsten. Viel lieber sitzt er mit Frau Gerda und Sohn Peter in der gemütlichen Küche (unten), als daß er auf dem Tanzparkett seinen Repräsentationspflichten nachkommt (Bild rechts, mit Renate Ewert). Als Peter seinen Vater zum erstenmal auf der Bühne sah, schrie er entgeistert: „Ich will nicht, daß die Leute über meinen Papi lachen!"



witsch-Theater geschlossen, für KdF beschlagnahmt. Der Vater ist müde geworden. Für Willy hält man den Einberufungsbefehl parat. Aber er hat nicht die Absicht, Soldat zu spielen. Jedenfalls nirgendwo anders als auf der Bühne. Er versteht es, dem Wehrbezirkskommando klarzumachen, daß ein Millowitsch in der Truppenbetreuung über die Kampfkraft einer ganzen Division verfügt.

Die Millowitsch-Bühne wird Fronttheater und nach Westen in Marsch gesetzt. Jetzt ist Willy „der Chef". Bei dieser Anrede ist es bis heute geblieben. In der Etappe hinter dem „Westwall" gibt man den „Etappenhasen".

Vor jungen Soldaten und grauen Obergefreiten spielt Willy Millowitsch die Szene zusammen mit zwei anderen Landserrollen auf der Bühne so echt — ein Gespräch, in dem es sich um die kargen Rationen dreht —, daß ein Soldat aus dem Publikum wie hypnotisiert auf die Bühne steigt und mit einem „Hier, Kameraden, habt ihr was zu essen!" die mitgeführte Ration auf den Tisch legt.

Willy „millowitscht" hinter der Front einher. Er spielt in Frankreich bis an die Kanalküste und ein paar Jahre später von der Kanalküste wieder zurück bis nach Deutschland. Als die Westfront nach der Invasion langsam eingedrückt wird, kann hier auch ein Willy Millowitsch niemanden mehr erheitern. Anschließend wird die Bühne nach Schlesien verfrachtet. Diesmal besteht das Publikum nicht aus Soldaten, sondern aus rheinischen Bombenflüchtlingen, die nach Schlesien evakuiert wurden. Aber natürlich sitzen auch Einheimische unter den Zuschauern. Überhaupt ist das Publikum der Millowitsch-Bühne seit Kriegsbeginn mundartlich so verschieden, daß Willy oft nicht glaubt, noch verstanden zu werden. Aber er wird verstanden. Und er selber versteht, daß seine Bühne die Chance hat, weit über Köln hinaus wirksam zu werden.

Trotzdem geht jeder Kölner gern „zu Fuß nach Haus zurück". Willy macht es wörtlich wahr. Von Schlesien bis an den Rhein wetzt er die Schuhsohlen durch, um vor den Trümmern der väterlichen Bühne zu stehen, vor dem Frieden und vor dem Nichts. Nur das Vaterhaus in Köln-Lövenich steht noch. Hier richtet sich Willy mit Schwester Lucy ein. Beide sind nun die Träger des Familienunternehmens.

Beim Dünnbier, noch vor dem ersten Friedenswinter 1945, in einer Schenke in Lövenich macht er die Bekanntschaft eines älteren Herrn mit einem Indianergesicht. Der Herr wohnt zur Zeit noch in Braunweiler, bald darauf aber residiert er im Rathaus von Köln: Oberbürgermeister Dr. Konrad Adenauer. Der Oberbürgermeister läßt sich den Schauspieler kommen.

„Warum fangen Sie nicht wieder an, Herr Millowitsch?"

„Mit was?"

Der Oberbürgermeister sitzt am Bewilligungshebel, und er legt ihn nach vorne um. Jetzt gibt es Bretter und Zement. Die Millowitsch-Bühne wird wieder aufgebaut. Glücksfall Nummer eins.

Glücksfall Nummer zwei: Willy kommt eines Tages aus der Stadt nach Haus, Schwester Lucy empfängt ihn schon an der Tür, leichenblaß.

„Engländer", sagt sie mit dem Daumen über die Schulter, „wollen dich sprechen . . ."

Willy fröstelt. Besuch der Besatzungsmacht gehörte in jenen Tagen nicht unbedingt zu den freudigen Überraschungen. Das Haus, denkt Willy Millowitsch, jetzt wird auch das beschlagnahmt.

Einer der Engländer, die auf ihn warten, entpuppt sich als der britische Film- und Theater-Offizier. Er starrt den Willy an und der Willy ihn. Dann brüllen sie beide gleichzeitig los und fallen sich um den Hals.

Jeff Martin hatte einst als kleiner Junge mit Willy Millowitsch auf der gleichen Straße gespielt, die gleichen Streiche ausgeheckt. Jeffs Vater war nach dem Ersten Weltkrieg als Offizier der Britischen Kontrollkommission für das Rheinland in Köln stationiert gewesen . . . Eine echte Millowitsch-Pointe mit einem Schuß Sentimentalität und einem großen Halloh zum Happy-End.

Von nun an hatte der Wiederaufbau der Millowitsch-Bühne nicht nur den Segen des Stadtoberhauptes, sondern auch die Hilfe der Besatzungsmacht. Seither spielt Willy wieder.

In Köln grundsätzlich vor ausverkauftem Haus. Das Theater an der Aachener Straße zählt 460 Plätze. Der Eintritt kostet zwischen zwei und acht Deutschen Mark. Reich kann man dabei nicht werden. Von der Brutto-Einnahme müssen 7—8 Prozent Tantiemen an die Autoren abgeführt werden. Arnold ist tot, aber Bach lebt in England; dank Millowitsch fällt auf ihn noch heute etwas von dem Glanz der zwanziger Jahre. 10 v. H. bekommt der Staat als Lustbarkeitssteuer, von Einkommen- und Umsatzsteuer nicht zu reden. 50 v. H. verschlingt der Unterhalt von Theater und Ensemble.

„Die eigene Bühne", meint Millowitsch, „ist wie eine Art Bauernhof . . . Er wirft das Brot ab, und man weiß, wohin man sich zurückziehen kann . . ."

Der „Bauernhof" wird patriarchalisch geführt wie zu Vaters und Großvaters Zeiten. Der „Chef" ist ein sanftes Lamm,

Fortsetzung übernächste Seite

Klamauk für Millionen



Daß er sich so in die erste Reihe spielen würde, ist Millowitsch an seiner Wiege nicht gesungen worden. Bei der Verleihung des „Großen Otto", gestiftet von der Zeitschrift BRAVO, sitzt er neben Ruth Leuwerik und O. W. Fischer. Die Leser wählten ihn zum beliebtesten Fernsehdarsteller 1961

aber Meinungsverschiedenheiten kann er auch mit Tintenfässern schlichten, die er als Wurfgeschosse verwendet. Es gibt nicht viel Meinungsverschiedenheiten am Millowitsch-Theater, was schon daraus ersichtlich ist, daß Schauspieler schon ein Menschenalter lang dem Namen und der Bühne treu geblieben sind. So ist die unverwüstliche Schwiegermutter aller Millowitsch-Stücke schon 30 Jahre im Hause, Josef Tilgen 25. Der Nachwuchs des Ensembles rekrutiert sich aus den Randgebieten des Theaters, aus talentierten Laien, aus Zufallsentdeckungen. Selbst der Agent des Millowitsch-Theaters steht auf der Bühne, denn Personal ist knapp und kostet Geld.

Der Fernseh-Start

Von Willys Zähigkeit wissen der Kölner Rundfunk und der NWDR der fünfziger Jahre ein Lied zu singen. Von dem Tage an, als das Deutsche Fernsehen aufgebaut wurde, meldet sich Willy täglich zur Stelle. Er meint, er sei unentbehrlich. Die Fernseh-Bosse sind anderer Meinung. Bei der Heiterkeit, die Willy Millowitsch einem Millionen-Publikum anbieten möchte, überfällt die seriösen Planer bundesdeutscher Lustigkeit ein gelindes Gruseln.

Seine erste Sendung, 1953, verdankt er einem puren Notstand. Hamburgs Intendant Pleister muß eine Programmlücke füllen. Die Eile ist so groß, daß die Fernseh-Leute gleich „live" und frisch vom Faß aus der Aachener Straße senden müssen. Die Blamage aber, die der NWDR und seine beamteten Schwarzseher vorausahnen, bleibt aus.

Noch drei Stunden nach der Sendung steht im Hause Millowitsch in Köln-Lövenich das Telefon nicht still. Selbst aus der Schweiz wird dem Hausherrn fernmündlich gratuliert.

Willy Millowitsch hat sich auf dem Bildschirm durchgesetzt, bevor er noch mit benommenem Kopf alle Post auf seine erste Sendung sortieren konnte. Das Publikum verlangte stürmisch nach „mehr Millowitsch".

Seit diesem Tage datiert das Mißverhältnis zwischen der Aufnahme Willy Millowitschs beim Publikum und der Ablehnung bei der Presse. Je größer seine Breitenwirkung, je häufiger seine Sendungen — schließlich weiß das Fernsehen, was es an ihm hat, sozusagen statistisch —, um so einhelliger der Verriß durch die Kritik.

Im Jahre 1961, nachdem Willy Millowitsch nun auch längst den Film unterwandert hat („Der wahre Jakob" — „Der Privatdetektiv" — „Der Hochtourist" — „Robert und Bertram"), liest sich das etwa so: „Ein letztes Wort, das nicht ‚Schnaps' heißt, muß gesprochen werden, wenn Millowitsch nicht endlich in einigermaßen erträglichen Stücken auftritt. Die letzte Hose, die er aus dem Schrank seines Vaters holte, paßte ganz und gar nicht. Mit ‚Volksstück' hat so etwas durchaus nichts zu tun. Wie peinlich, daß solche beschämenden Primitivitäten nach Österreich übertragen wurden!" So weit ein Pressedienst, der in zahllosen westdeutschen Tageszeitungen nachgedruckt wurde.

Die Goslarsche Zeitung: „Den Fernsehsamstag beherrschte das Kölnische Unikum Willy Millowitsch mit einem Schwank vom Herrn Papa: ‚Im Nachtjakkenviertel'. Wenn man schon nicht davon reden will, daß Klamottier Willy wieder mit Brachialgewalt auf die Tube drückte, dann läßt sich nur sagen: Die Geschichte dauerte lange, sehr lange. Am Schluß sang dann der Chorus ‚Hast du Köln im Herzen, wirst du niemals einsam sein'. Wo bei anderen der Infarkt sitzt, sitzt bei Willy demnach Köln. Man müßte wirklich Kölner sein . . ."

Stuttgarter Nachrichten: „. . . blieb der im Greinen routinierte Willy Millowitsch, der die anderen Akteure wie gewohnt mit erbarmungsloser Vitalität an die Wand spielte — und damit zweifellos genau das bot, was man von ihm erwartete."

Hannoversche Presse: „Millowitsch am Sonnabend: Ohne Kommentar."

Demgegenüber verfügt Willy Millowitsch in der ganzen Bundesrepublik längst über einen eingeschworenen Clan, der die Kritik an seinem Lustspiel-Helden mit Entrüstungsstürmen quittiert. Redaktionen werden mit drastischen „Richtigstellungen" überschwemmt. Eine Berliner Boxsport-Vereinigung konnte nur durch schriftliche Intervention davon abgehalten werden, den Kritiker der „BZ am Mittag" knock-out zu schlagen. Die schriftliche Fürbitte verfaßte Willy Millowitsch selbst. Andere Anhänger Willy Millowitschs beschränken sich darauf, ihrem Idol mitzuteilen, daß sie sich momentan in kleinerer Geldverlegenheit befinden . . .

„. . . Schon mit 5000 Mark wäre mir reichlich geholfen . . . Wenn es aber nicht anders sein kann, bin ich auch mit der Hälfte zufrieden . . ."

Für Willy Millowitsch kommt das eine wie das andere überraschend, die Begeisterung wie die Ablehnung.

Bösartige Kritik macht ihn krank. Hader liebt er nur auf der Bühne. Sonst findet er ihn widerwärtig. „Ich komme mir manchmal vor wie ein Spatz, auf den mit Kanonen geschossen wird . . ."

Die spontane Begeisterung macht ihn schüchtern. Und das ist das Erstaunliche an diesem Mann, der im Kraftmeiertum brilliert, als „Bruder Lustig" aus allen Nähten platzt — im Leben ist er ein stiller, zurückgezogener Mensch.

Auf der Straße schlagen ihm die Leute kräftig mit der flachen Hand auf die Schulter:

„Hallo, Willy, wie geht's . . ."

Sie sind stets enttäuscht, wenn der Willy dann nicht den Vorstellungen entspricht, die sie sich vom Bildschirm über ihn gemacht haben. Seufzt Willy Millowitsch: „Die Leute haben mich so oft auf dem Bildschirm gesehen, daß sie schon denken, ich wäre ein Stück Inventar und gehörte zur Familie . . ."

Formuliert Frau Gerda: „Seine Wirkung liegt, glaube ich, darin, daß alle einfachen Menschen, die ihn sehen, ein Stück von sich selbst wiederzuentdekken vermeinen . . . Eine Art, sich zu geben, oder manchmal auch nur den Wunsch, sich so geben zu können . . ."

ENDE



Wort-Anzeigen

von REVUE-Lesern für REVUE-Leser

Wortanzeigen von REVUE-Lesern für REVUE-Leser (Heirat, Briefwechsel, Hobby, Haustiere, Verschiedenes) kosten je Wort DM 0,80 und sind im voraus zahlbar. Der Anfang (bis zu 3 Worten) wird ohne Aufschlag fett gedruckt. Die Chiffreangabe gilt als 1 Wort. Chiffregebühr: Inland DM 1,50, Ausland DM 5,—.

Gewerbliche Ankündigungen können unter dieser Rubrik nicht veröffentlicht werden. Ausgenommen hiervon sind Anzeigen von handelsgerichtlich eingetragenen Eheanbahnungsinstituten. Stellenanzeigen können in dieser Rubrik ebenfalls nicht veröffentlicht werden.

Chiffreanschriften kann der Verlag nicht bekanntgeben. Anfragen gehen an die Auftraggeber der betreffenden Chiffreanzeigen.

Der Verlag übernimmt keine Haftung für rechtzeitige Weiterleitung von Offerten oder deren Inhalt (Fotos, Dokumente usw.). Der Auftraggeber verpflichtet sich jedoch mit Auftragserteilung, zurückverlangte Unterlagen binnen angemessener Frist zurückzusenden, andernfalls der Verlag nach wiederholter Reklamation berechtigt, aber nicht verpflichtet ist, die Anschrift des Auftraggebers bekanntzugeben.

Der Verlag behält sich das Recht vor, eingehende Offerten zur Ausschaltung von Mißbrauch des Chiffre-Dienstes zu Prüfzwecken zu öffnen. Die Weiterleitung von geschäftlichen Anpreisungen und Vermittlungsangeboten ist ausgeschlossen. Alle Zuschriften sind zu richten an

REVUE Anzeigenabteilung, München 8, REVUE-HAUS

EINSAM? Fordern Sie gratis das 50seitige bebilderte Angebot von Deutschlands größtem Eheinstitut mit dem größten Klientenkreis — somit der größten Partnerauswahl! Diskreter Versand in verschlossenem Umschlag ohne Absender. ALTMANN G.m.b.H., Institut für Ehevermittlung, Abt IA 13 Hamburg 22, Tel. 22 43 43.

WARUM NOCH EINSAM? Tausende Deutsche, Schweizer, Amerikaner suchen Ehepartner jeden Alters. Keine Vermittlergebühren. Einzelheiten diskret gegen Rückporto: AMERIKA-BURO, 148 / 434, Starnberg.

Hotelbesitzer, in schöner Gegend Süddeutschlands, kath., gutausseh., mittelgroß, 29 Jahre alt, gutsituiert u. vielseitig, wünscht baldige Neigungsehe. So suche ich die Bekanntschaft eines gut charakterlichen, wirklich gutaussehenden, frohen u. netten Mädchens bis 24 Jahre alt. Geld u. Güter sind nicht gefragt, nur inniges Verstehen soll beiderseits entscheiden. Bildzuschriften unter R 260, REVUE-Haus, München 8.

Abteilungsleiterin: 26 1,68, brunett, vollschlank, kath., wünscht symp. Herrn entspr. Alters kennenzulernen, mögl. Südwest-Deutschland. Zuschriften unter R 258, REVUE-Haus, München 8.

Zwei Seeleute, 21 und 25 Jhr., wünschen Briefwechsel mit gleichaltrigen soliden Mädels. Bildzuschrift erbeten unter R 261, REVUE-Haus, München 8.

21jähriges Mädchen, 172 cm, frech und ehrlich, Normaltyp, sucht netten Partner. Zuschriften unter R 259, REVUE-Haus, München 8

Idealehe. Als Hoch- und Tiefbau-Ingenieur, 26/1,80, schlank, ledig, mit gutem Einkommen, Wagen, suche ich nicht die Frau mit den Millionen, sondern einen lieben, netten Menschen mit viel Herz. Näh. 07 23. Institut Horst BAUR, Post über: Stuttgart-S, Weissenburgstr. 2 A.

Selbst. Kauffrau, 21 Jahre, vermögend, DM 2000,— Monatseinkommen, bietet Einheirat durch Frau Dorothea Romba, Duisburg, Mercatorstraße 114. Ruf 2 03 40

Hotelierstochter, 22 Jahre, vermögend, bietet Einheirat in erstklassiges Hotel durch Frau Dorothea Romba, Hamburg-Winterhude, Opitzstraße 16 c, Telefon 27 20 15

Kaufmannstochter, 23 Jahre, Alleinerbin, bietet Einheirat in Autoreparaturwerkstatt mit Tankstelle und Garagenbetrieb durch Frau Dorothea Romba, München-Schwabing, Elisabethstraße 50, Ruf 37 25 95

27jährige Geschäftstochter, 1,68 groß, schlank, charmant, häuslich, elegant und geschäftstüchtig, mit goldblondem Haar, blauen Augen, begeisterte Sportlerin eigener Wagen, ersehnt, da selbst vermögend, eine Neigungsehe mit einem sportlichen, charaktervollen Partner bis zu 40 Jahren. Auskunft und Beratung über „5555 RE": „Frau Alice" Briefbund L. Denk, München-Laim, Aindorferstr. 93, Telefon über 1 31 58.

18jährige Geschäftstochter, einziges Kind, Reiterin, Autofahrerin, mit größerem Vermögen, zwei Häusern, temperamentvollem herzlichem Wesen, kastanienbraunem Haar, wünscht sich einen guten, sportlichen, aufrichtigen Lebenskameraden, In- oder Ausland, bis zu 30 Jahren. Auskunft und Beratung üb. „5581 RE": „Frau Alice" Briefbund L. Denk, München-Laim, Aindorferstr. 93, Telefon über 1 31 58.

Wer möchte mit ihr eine Existenz aufbauen oder erweitern? Die junge Dame ist Halbwaise, 24 Jahre, 1,65 groß, schlank, gutaussehend, sportlich, hat Fachausbildung in der Hotelbranche, auch Interesse für ein Modehaus, besitzt größeres Vermögen. Da Tochter eines Zahnarztes, auch Einheirat in väterliche Praxis geboten. Auskunft und Beratung über „5578 RE": „Frau Alice" Briefbund L. Denk, München-Laim, Aindorferstr. 93, Telefon über 1 31 58.

Geld allein macht nicht glücklich. Darum sucht ein sehr einsamer, solider Geschäftssohn, im 22. Lebensjahr, 1,78 groß, ledig, sympathisch, mit 300 000 DM Vermögen, mehreren Häusern, Wagen, kein weiteres Vermögen, sondern ein liebes Mädel mit natürlichem Charme, das ihren Beruf aufgeben will, um einem eigenen Haushalt vorzustehen. Er kann ihr alle Herzenswünsche erfüllen und möchte sie sehr glücklich machen. Auskunft und Beratung gegen Porto üb. „2952 RE": „Frau Alice" Briefbund L. Denk, München-Laim, Aindorferstr. 93, Telefon über 1 31 58.

19jährige, Interessen: Kunst, Musik, sucht Briefpartner. Zuschriften unter R 271, REVUE-Haus, München 8.

Wenn die Weihnachtsglocken läuten, möchte er mit einer treuen Gefährtin glücklich vereint sein. Betreffender ist Diplom-Ingenieur, Anfang 30, stattlich, ledig, herzensgebildet, an Musik, Literatur, Theaterbesuchen, Reisen im eigenen Wagen interessiert, hat Wohnung, Vermögen und hohes Einkommen. Sein Herzenswunsch ist, eine treue, häusliche, warmherzige Lebensgefährtin mit gleichen Interessen, von 18—28 Jahren, aus Deutschland, Österreich, Schweiz, zu finden, sie innig zu lieben und zu verwöhnen. Nur tiefe Zuneigung entscheidet. Auskunft und Beratung gegen Porto über „2844 RE": „Frau Alice" Briefbund L. Denk, München-Laim, Aindorferstr. 93, Telefon über 1 31 58

Lebensfroh, warmherzig und edelmütig soll die Gefährtin fürs Leben sein! Kaufmann, 28 Jahre, gepflegt, sportliche Erscheinung, korrekt, ritterlich, in guten Verhältnissen, wünscht Liebesheirat. QV 15414, Frilu, Inhaberin Frau Frida Lutz, Stuttgart-S., Liststraße 15.

Geschäftstochter, 21 Jahre, hübsch, liebenswert, zuverlässig, in guten Verhältnissen, sehnt sich nach pflichtbewußtem Lebensgefährten, welcher auch eine Neigungsehe wünscht. MV 15350. Frilu, Inhaberin Frau Frida Lutz, Stuttgart-S., Liststraße 15.

Nette junge Dame, 20 Jahre, evangelisch, 1,68 groß, möchte einen sympathischen jungen Mann aus guter Familie kennenlernen. Bildzuschriften unter R 313, REVUE-Haus, München 8.

Wer möchte eine 20-jährige, lebenslustige, charmante Dame kennenlernen? Sie ist aus sehr gutem Hause, Fabrikantentochter, nicht unvermögend, spielt Tennis, schwimmt, liebt Theater, Tanz, gute Musik und legt auf Geld und Gut ihres Partners keinen Wert. Doch bester Charakter, Vertrauen und Treue sollen die Grundlagen ihrer Ehe sein. Spätere Einheirat wäre bei Zuneigung geboten. Alles Nähere über 303014/W gerne durch Institut Erika, Stuttgart, Reinsburgstraße 188

Herzenseinsamer, 25-jähriger lediger Architekt sucht das Du im Eheglück! Habe gutes Einkommen, Eigenheim usw. und daher keine Vermögenswünsche. Aber: ungebunden durch meinen Wagen, will ich „sie" gern besuchen. Bald? Näh.: „T: 01", Institut Erich Möller, Wiesbaden, Humboldtstraße 5

Freiburg-B.-Baden. Sie: 27, 1,70 blond, schlank, kath., vorw. heiter, theater-, musik-, literatur- und blumenliebend, gute Hausfrau mit tadell. Aussteuer, sucht Ihn, intell., sportlich, humorvoll, kath., mögl. freiberuflich tätig. Beamter oder geschieden zwecklos. Bildzuschrift unter R 267, REVUE-Haus, München 8.

Zwei 19jährige Mädchen wünschen Briefpartner. Zuschriften unter R 263, REVUE-Haus, München 8.

Charmante, hübsche, zierliche Dame, 20 Jahre, möchte intelligenten, charaktervollen Herrn kennenlernen. Zuschriften unter R 264, REVUE-Haus, München 8.

Säuglingsschwester, 24, kath., 1,70, blond, schlank, musikalisch, freundliches Wesen, sucht Beamten oder Angestellten. Ernstgemeinte Bildzuschriften, Raum Würzburg-Frankfurt, unter R 265, REVUE-Haus, München 8.

Junger Mann, 20 Jahre, 1,77 groß, mit 1 Kind, wünscht Bekanntschaft eines netten Mädels. Zuschriften unter R 266, REVUE-Haus München 8.

17jährige Schülerin würde sich sehr über Grüße auf einer Ansichtskarte freuen. Marlene Reinartz, (22 a) Mönchengladbach, Schillerstraße 9.

19jähriges Diplom-Mannequin-Fotomodell bietet Bildaustausch, sammelt Welthotel-Kofferetiketten. Übersee bevorzugt. (Luftpostbriefe!) Zuschriften an Tina Toscana - Phenix, PARIS, 5 Général Lanrezac.

Welcher nette junge Mann möchte mit 19-jährigem hübschen Mädel in Briefwechsel treten? Zuschriften unter R 268, REVUE-Haus, München 8.

Natürliches, aufrichtiges Mädel, 18/1,80, mit guter Figur, wünscht netten Briefpartner Bildzuschriften unter R 269, REVUE-Haus, München 8.

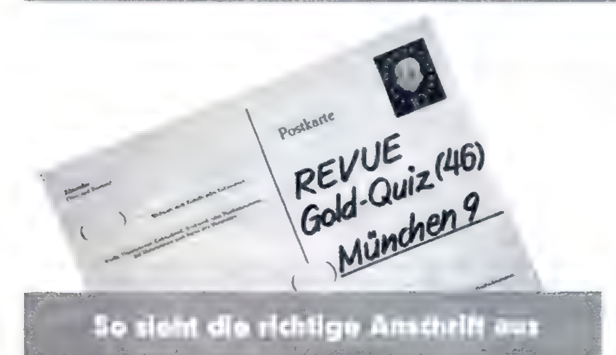
Norddeutscher, 30/1,84, dkl., gute Erscheinung, Angestellter mit sehr hohem Einkommen, jetzt in bekanntem Kurort Bayerns lebend, wünscht intelligente, charmante und humorvolle Dame (bis etwa 30 Jahre alt) zwecks späterer Heirat kennenzulernen. Bildzuschriften unter R 270, REVUE-Haus, München 8.

● Weitere Wort-Anzeigen von REVUE-Lesern für REVUE-Leser finden Sie auf Seite 92 ●

Wissen ist Gold wert

pures 24-karätiges Gold

REVUE Gold-Quiz (46)



So sieht die richtige Anschrift aus

In diesem Spiel werden in jeder REVUE drei Preisfragen gestellt, eine leichte — sie heißt QUIZ, eine mittelschwere — QUIZZER, und eine sehr schwere — AM QUIZZESTEN.

Jede Woche können Sie gewinnen:

Für QUIZ 1 Goldbarren von 10 Gramm • Für QUIZZER 1 Goldbarren von 20 Gramm • Für AM QUIZZESTEN 1 Goldbarren von 50 Gramm und außerdem noch 50 wertvolle Bücher

Jede richtig beantwortete Frage kann Ihnen einen Gewinn bringen, und Sie können sich entscheiden, welche Frage Sie beantworten wollen. Selbstverständlich steht es Ihnen frei, auch zwei oder alle drei Fragen zu lösen.

Dann schreiben Sie Ihre Lösungen auf die Rückseite einer Postkarte, die Sie genauso adressieren, wie Sie es links abgebildet sehen.

Gehen mehr richtige Lösungen ein als Preise vorhanden sind, werden die Gewinne ausgelost. Die Entscheidung des Preisgerichts ist unanfechtbar. Der Erwerb der REVUE zur Teilnahme ist nicht erforderlich. Gewinnern aus dem Ausland wird der Gegenwert in Geld ausgezahlt.

Einsendeschluß für REVUE-Gold-Quiz (46) ist der 20. Nov. Lösungen und Namen der Preisträger erscheinen in REVUE Nr. 50 vom 10. Dezember.

Im REVUE-Gold-Quiz Nr. 42 gewannen: Für QUIZ: 1 Goldbarren von 10 Gramm: Bernhard Hünker, Kirchlengern, Lübbecker Straße 116 — für QUIZZER: 1 Goldbarren von 20 Gramm: Stephanie Keller, Bern/Schweiz, Mittelstr. 23 — für AM QUIZZESTEN: 1 Goldbarren von 50 Gramm: Erna Veckenstedt, Saarbrücken 5, Völklinger Straße 9 I.

Richtige Lösung: für QUIZ: Blauer Grund mit weißem „P" — für QUIZZER: Corps Consulaire — für AM QUIZZESTEN: Großbritannien, Irland, Island, Schweden.

Quiz

(die leichte Frage)

Bei Massenfabrikationen werden Werkstücke durch eine Transporteinrichtung von Hand zu Hand befördert.

WIE NENNT MAN DIESEN ARBEITSVORGANG?



Quizzer

(die mittelschwere Frage)

Das Prinzip des Webens besteht im Verkreuzen von zwei Fäden zu einer Fläche.

WIE BEZEICHNET MAN DIESE ZWEI FÄDEN?



am Quizzesten

(die schwere Frage)

Zu bestimmten Bauzwecken verwendet man statt gewöhnlicher Ziegelsteine „Klinker"-Steine.

WAS UNTERSCHEIDET DEN „KLINKER" VOM GEWÖHNLICHEN ZIEGELSTEIN?



Schreiben Sie Ihre Lösungen nur auf eine Postkarte, auch wenn Sie zwei oder drei Fragen beantworten!

Wort-Anzeigen

von REVUE-Lesern für REVUE-Leser

● Fortsetzung der Wort-Anzeigen von REVUE-Lesern für REVUE-Leser von Seite 90 ●

Evang. Eheanbahnung „Treuland", Wilhelm Danler, R, München 13, Auskunft kostenlos.

Mannheim-Heidelberg. 33jährige Witwe, ev., schlank, für alles Schöne aufgeschlossen, wünscht sich zuverlässigen, liebenswerten, gebildeten Ehegefährten und guten Vati für ihr 4jähriges Töchterchen. Ernstgemeinte Zuschriften unter R 272, REVUE-Haus, München 8.

Stille Wasser, 38, 1,54 und 23, 1,68, ev., Durchschnittsmenschen wünschen Lebenspartner. Zuschrift mit Bild unter R 273, REVUE-Haus, München 8.

30jährige Saarländerin, Angestellte, ev., 1,65 groß, dunkel, schlank, angenehmes Aussehen, wünscht sich zuverlässigen, ritterlichen Lebenskameraden mit Herz. Bildzuschriften (zurück) bitte unter R 274, REVUE-Haus, München 8.

Verkäuferin (Lebensmittelbranche). 28 Jahre alt, vollschlank, katholisch, sucht Lebensgefährten. Er darf nicht geschieden sein. Zuschriften unter R 279, REVUE-Haus, München 8

Bodensee: Directrice, 39 Jahre, 1,65, gut aussehend (geschieden), wünscht passenden, charakterfesten Herrn fürs Leben kennenzulernen. Schöne 3-Zimmer-Wohnung vorhanden. Zuschriften unter R 276, REVUE-Haus, Munchen 8.

Angestellte, 20/1,71 m, dunkel; wünscht die Bekanntschaft eines netten und gebildeten Herrn. (Raum Koln.) Zuschriften unter R 277, REVUE-Haus, München 8.

Glücklich verheiratet sein möchte 35jähr. kfm. Angestellte, jünger aussehend, 1,60 groß, schlank, ledig, natürlich, häuslich, mit Aussteuer und Ersparnissen. Berg- und Tierfreundin. Suche einen lieben charakterfesten Ehekameraden mit Wohnung und für mein 2-jähr. Töchterlein einen guten Vati. Bildzuschriften erbeten unter R 278, REVUE-Haus, München 8.

Brünette, 24 Jahre, 1,60, Angestellte, wünscht einen aufrichtigen, charakterfesten Herrn zwecks späterer Ehe kennenzulernen. Nette Kleinwohnung vorhanden. Zuschriften unter R 280, REVUE-Haus, München 8.

Das Ziel: Ideale Freundschaft, evtl. Ehe mit seriösem anpassungsfähigem Kavalier, veranlaßt aparte, vielseitige Vierzigerin, diskret, zu diesem Start. Zuschriften unter R 281, REVUE-Haus, München 8.

5 Schwaben, 19—23 Jahre, 1,75—1,88 groß, suchen nette Damenbekanntschaften. Auch Einzelzuschriften angenehm. Bild erwünscht. Zuschriften unter R 282, REVUE-Haus, München 8.

Suche nettes Mädchen zwecks Freizeitgestaltung. Bin 22/1,72, z. Z. Soldat (Fallschirmjäger). Zuschriften unter R 283, REVUE-Haus, München 8.

Gebildete, gutaussehende Witwe, Ende 30, mit Kind, Wohnort Bonn, wünscht Wiederheirat. Zuschriften unter R 275, REVUE-Haus, München 8.

Drei nette Mädels (18 bis 23 Jahre), vielseitig interessiert, suchen sympathische Briefpartner. Bildzuschriften unter R 284 REVUE-Haus, München 8.

Welcher intelligente einsame Siebziger hätte Lust, mir zu schreiben? Gemeinsamer Land- oder Kuraufenthalt. Reisen. Getrennte Rechnung. Zuschriften unter R 285, REVUE-Haus, München 8.

Süddeutschland. Geschäftsmann, 45/1,80, in leitender Position, wünscht Bekanntschaft mit netter attraktiver Dame zwecks Unterhaltung und gemeinsamen Besuch von Veranstaltungen. Repräsentativer Wagen vorhanden. Zuschriften unter R 286, REVUE-Haus, München 8.

19jähriger Schweizer Junge sucht netten, jungen Brieffreund. Zuschriften unter R 289, REVUE-Haus, München 8.

Kaufmännischer Angestellter, 28 Jahre, sucht über Briefwechsel nettes Mädel kennenzulernen. Zuschriften unter R 291, REVUE-Haus, München 8.

Wuppertal-Remscheid. Junger Mann, 26/1,85, schwarz, gutaussehend, sucht hübsche, junge Dame aus obigem Raum. Bildzuschriften unter R 287, REVUE-Haus, München 8.

Ein wirkliches Zuhause, eine harmonische Ehe mit warmherzigem, gebild. Herrn (sehr gern auch Witwer mit Kindern) wünsche ich mir. Bin 35/1,70, ev., sehr häuslich. Zuschriften unter R 288, REVUE-Haus, München 8.

Junge Dame, 24/1,70, möchte gebildeten ev. Herrn kennenlernen. Zuschriften unter R 290, REVUE-Haus, München 8.

Versicherungskaufmann aus der Ostschweiz, 29-jährig, ev., 170 cm, wünscht in Bekanntschaft zu treten zw. späterer Heirat mit nettem, hübschem Mädchen zwischen 19—25 Jahren. Zuschriften mit Foto unter R 292, REVUE-Haus, München 8.

Sind Sie auch so einsam wie ich, dann schreiben Sie mir! Bankangestellte, 25/1,70, kath., mittelblond. Aufgeschlossen für alles Schöne. Zuschriften unter R 294, REVUE-Haus, München 8.

Waage, 25/1,70, kath., mittelblond, sucht „Ihn". Alles Nähere soll uns überraschen. Zuschriften unter R 293, REVUE-Haus, München 8

Fremdenlegionär (28), wünscht nach baldiger Beendigung seiner Dienstzeit Frieden in der Heimat. Welches aufrichtige Mädel (auch mit Kind) schreibt mir unter R 295, REVUE-Haus, München 8.

Zürich, zwei Schweizer, 30 und 35 Jahre, sympathische Erscheinungen, suchen Bekanntschaft zwecks späterer Heirat. Zuschriften unter R 295, REVUE-Haus, München 8.

Selbständiger Kaufmann, 39/1,85, aus gutem Hause, liebenswertes Wesen, gut aussehend, kath., sucht „Sie". Fabrikanten- oder Geschäftstochter, die Einheirat bietet, wäre angenehm. Zuschriften unter R 296, REVUE-Haus München 8.

41jährige, ev., blonde schlanke, geschiedene Geschäftstochter, sucht zwecks Wiederverheiratung einen netten Herrn Beamter oder Geschäftsmann erwünscht. Zuschriften unter R 297, REVUE-Haus, München 8

Zwei neunzehnjährige Münchnerinnen suchen Briefwechsel. Zuschriften unter R 298, REVUE-Haus, München 8.

Möchte einfaches, hübsches, aufrichtiges und treues Mädel entsprechenden Alters kennenlernen. Sie muß häuslich und kinderlieb sein Hab' Freude an der Natur, am Wandern und an Opern. Bin evangelisch 1,73, Student (Hochbau). Nichttänzer 22 Jahre. Schweizerin oder Österreicherin bevorzugt. Zwecks späterer Heirat. Nur ernstgemeinte Bildzuschriften unter R 299, REVUE-Haus, München 8

20jähriger Deutscher sucht nette Brieffreundin aus Österreich. Bildzuschriften unter R 300 REVUE-Haus, München 8

Raum NRW. Zwei nette Skihasen (24/20), die leider noch nicht „zünftig" sind, suchen zwei intelligente Herren, die als humorvolle Skilehrer fungieren möchten Bildzuschriften unter R 301, REVUE-Haus, München 8.

23jährige Brünette, 1,70 sucht ehrlichen soliden Partner zwecks späterer Eheschließung. Bildzuschrift erbeten unter R 302, REVUE-Haus, München 8.

Fesche, jugendfrische herzensgebildete Allgäuerin, aus gutem Hause, 40/1,60, ersehnt Eheglück mit sympathischem, charaktervollem katholischem Herrn (Beamter oder Angestellter). Geschieden sowie Vermittlung zwecklos Bildzuschriften (zurück) unter R 303, REVUE-Haus, München 8.

20jähriger Polizeibeamter sucht nettes, junges Mädchen als Brieffreundin. Zuschriften unter R 304, REVUE-Haus, München 8.

Nordafrika! Fallschirmjäger, Legionär (23/1,80), wünscht briefl. Gedankenaustausch mit junger Dame. Bildzuschriften deutsch, franz. unter R 306, REVUE-Haus, München 8.

An REVUE, Anzeigenabteilung, München 8, REVUE-HAUS.

Bitte veröffentlichen Sie nachstehenden Text als Wort-Anzeige in der nach Eingang meiner Zahlung nächsterreichbaren Ausgabe.

....

....

....

....

Die Anzeige soll mit meinem Namen/unter Chiffre erscheinen. (Nichtzutreffendes bitte durchstreichen)

Name: ....

Wohnort: .... Straße: ....

Den Betrag von DM .... überweise ich gleichzeitig auf Ihr Postscheckkonto München 60 84 (KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG AG), Stichwort: „Wortanzeige"

Bitte an Lesezirkelleser: Nicht ausschneiden, sondern Postkarte einsenden.

Fernseh REVUE



Die sanfte Tour

Als Komplicin von Rolf Wanka in der Gaunergeschichte „Die sanfte Tour" kommt Christiane Maybach, die kesse Bianca aus „Kiss me Kate", demnächst wieder auf den deutschen Bildschirm.

Zerbrochene Fernseh-Ehe

Viel Glück bei Film, Funk und Fernsehen hat die singende und tanzende Monika Dahlberg. Wenig Glück dagegen hatte sie mit ihrer Fernseh-Ehe: sie wurde von ihrem Kollegen Klaus Kindler, den sie in Köln bei den Proben zu Zuckmayers „Fröhlichem Weinberg" kennenlernte und nach kaum 14tägiger Romanze heiratete, wenige Wochen später wieder geschieden.

Ohne Fragezeichen

Das hübsche Münchner Zahnarzt-Töchterlein Heidi Fischer erscheint als Assistentin von Dr. Kurt Seeberger in dem Reisequiz: „Fragezeichen am Weg" einmal im Monat sonntags im Bayerischen Regionalprogramm. Für Heidi dürfte es kein „Fragezeichen am Weg" geben, die vielseitige junge Dame hat Schallplatten besungen, in Köln und München Theater gespielt und ein wenig gefilmt, klassisches Ballett studiert und einen Mannequin - Kurs mitgemacht. Nun: Quizassistentin ist — siehe Uschi Siebert — kein schlechter Beginn für einen Weg nach oben ...

Demnächst auf dem Bildschirm

Berühmte Interpreten von gestern singen ebenso berühmte Melodien von gestern in einer Sendung aus Köln, die den wenig galanten Arbeitstitel „Chansons für alte Leute" trägt.

Gitty Djamal — die gebürtige Perserin — spielt und tanzt die Titelrolle in Gerhart Hauptmanns Märchen „Und Pippa tanzt". Gitty hat kein Lampenfieber („Lampenfieber" war ihr erster deutscher Film). Sendetermin: Erster Weihnachtstag.

In Millöckers „Bettelstudent", Kurt Wilhelms neuer Synchron-Operette, feiern wir Wiedersehen mit Hilde von Stolz. Filme wie „Maskerade", Traumulus", „Münchhausen" machten die mondäne Blondine aus Siebenbürgen bekannt und beliebt.

Star des süßen Lebens

Als „der schöne Star des süßen Lebens" wird Nadja Gray mit einer Chanson-Sendung im Französischen Fernsehen angekündigt. Hierzulande gab sich die internationale Nadja solider: Sie spielte im Film „Meine schöne Mama" und im Fernsehen die Rosalinde in der „Fledermaus" — jene Rolle, die nach längeren Debatten mit der Valente jetzt Marianne Koch in der Neuverfilmung spielen wird.

REVUE-Tip

Sie irren sich! Das ist keine Fernsehbrille, wie es den Anschein haben könnte. Vielmehr handelt es sich um eine praktische und preiswerte Antenne, die für den Empfang des Zweiten Fernsehprogramms genügt — vorausgesetzt, daß Sie in Sendernähe wohnen. Durch Saugnapf wird die Antenne ganz einfach am Fenster angebracht. Vielleicht am besten da, wo das Fenster durch Gardine oder Vorhang verdeckt ist.



Die Mattscheibe unter der Lupe

Titelsucht - Titelkrämpfe

Muß jeder Fernseher ein verhinderter Dolmetscher sein? Ist höheren Orts daran gedacht, den Platz an der Tele-Sonne allen Staatsbürgern zu verekeln, die keine Fremdsprache gelernt haben? Diesen Eindruck gewinnt, wer die Titelsucht der Fernsehleute unter die Lupe nimmt. Titelsucht heißt hier: es werden solange ausgefallene Titel für die TV-Sendung gesucht, bis die Titel auch wirklich sehr gesucht klingen. Da wurden in einer Programmwoche dem deutschen Fernseher folgende Titelkrämpfe ins Haus geliefert: „Gaudemus equis", „Giardino d'Inverno" und „Showboat". „Showboat" (= Schauboot") ist noch am einfachsten zu verstehen. Man kann heutzutage auch leicht einen italienischen Arbeiter treffen, der weiß, was „Giardino d'Inverno" (= „Wintergarten") heißt. Ob er es aber auf deutsch sagen kann, steht auf einem anderen Blatt. Wer aber verrät, was sich hinter „Gaudemus equis" verbirgt? (Es ist lateinisch und heißt „Wir freuen uns an den Pferden".) Was verlangt man aber von einem Titel im Fernsehprogramm? Allgemein verständliche Information, sonst nichts. Man will wissen, was los ist. Und nicht, wo etwas locker ist. Es gibt keinen Zweck, der diese Titel heiligt.

REVUE-Leser sagen ihre Meinung

● Wer verteilt den Hinweis für eine Sendung: für Jugendliche nicht geeignet!? Ich habe ihn manchmal vermißt.

HERTA K., Hof

● Manchmal ist eine ganze Woche lang nichts los, dann folgt Knüller auf Knüller.

GERDA F., Berlin



Plattenplauderei mit Werner Götze

Gut aufgelegt

Man schreibt und redet so viel über das Musical. Aber bisher hat bei uns noch niemand eine sehenswerte Show dieser Art auf die Bühne gestellt. Ein Grund mehr, die gute alte Operette nicht zu vernachlässigen — und sich die Langspielplatte **Peter Anders: Eine unvergessene Stimme** vorspielen zu lassen!

Der Tenor — bei einem Autounfall ums Leben gekommen — war der Richard Tauber unserer Tage. Auch er sang Opern-Arien, Schubert-Lieder und Melodien von Strauss und Lehár mit gleicher Meisterschaft. Hier hört man ihn mit so erstklassigen Partnerinnen wie Rita Streich, Anny Schlemm, Trude Eipperle und Elfride Trötschel. Und nur völlig versnobte oder verrockte Zeitgenossen werden bei dieser Platte witzeln: Ope-rette, sich wer kann!

Der Ballsaison sollten Sie mit einschlägigem Tanz-Training begegnen. Am besten zur neuen Platte **Europa-Tanzturnier,** auf der das Max Greger Orchester sämtliche Taktarten serviert — immer mit klarer Melodie und im korrekten Tempo!

Wenn Sie zu den Leuten gehören, die ihre leichte Musik heiß mögen, dann halten Sie sich an **The Swe-Danes.** Das ist eine kleine Langspielplatte mit Alice Babs, Svend Asmussen und Ulrik Neumann. An dieser akustischen Artistik haben Sie garantiert Ihre helle Freude!

Bis zur nächsten Woche Ihr

Werner Götze

Sag's der REVUE!

Das regt die Leser auf:
- x Fernsehrummel
- x Sonja

Das freut die Leser:
- x Pinguin Rasmus
- x Jockey Charlie

Mit Genugtuung

Mit Genugtuung habe ich dem Bericht des Juristen in REVUE (Nr. 42) entnommen, daß in den Anatomien die Ehrfurcht vor dem Tode oberstes Gesetz ist. In meiner Jugend war das noch nicht der Fall gewesen.

WIEN HANS NOWACK

Schade

Schade, daß man — wie ich jetzt durch REVUE erfahre — seinen Körper nicht mehr an die Anatomie verkaufen darf. Im Gegensatz zu Herrn Frenzel habe ich zwar das Herz auf dem rechten Fleck, aber ich rechnete doch damit, daß mein Körper einmal als Studienobjekt dienen könnte. Ich hätte mir mit dem Verkaufserlös einen guten Tag gemacht.

MÜNCHEN GERT KRONE

REVUE-Leser und Bundeswehr zur Kessler-Show

„Fernseh-Klamauk" auf Düsenjäger-Flugplatz

In der Fernseh-REVUE Nr. 43 wurde auf die Sendung „Zu jung, um blond zu sein" hingewiesen. Ich habe sie mir angesehen. Da tummelten sich Vico Torriani, Bibi Johns und die musikalischen Spaßmacher um Hazy Osterwald mit und ohne Fliegerdreß auf einem Düsenjägerflugplatz der Bundeswehr. Die Kessler-Zwillinge produzierten sich fotogen vor den Todesvögeln. War es notwendig, diesen Rummel gerade zu einem Zeitpunkt zu veranstalten, in dem alles mit Bangen auf den bedrohlich umzogenen politischen Horizont blickt? Mich hat dieser Ulk am falschen Ort, zur falschen Zeit nicht erheitert, sondern bedrückt.

ULM ELSE JACOBS





Die Kessler-Zwillinge am Düsenflugzeug — Osterwald-Musiker in Fliegerkombination

Die Sendung wurde im Mai aufgenommen. Das Bundesverteidigungsministerium hatte auf den Zeitpunkt der Ausstrahlung natürlich keinen Einfluß. Im übrigen ist damals der Ausbildungszweck erfüllt worden. Während der Drehtage waren ohnedies Tiefflugübungen angesetzt. Es gibt ein gutes Wort des Altbundespräsidenten Heuss für das deutsche Militär. Es lautet: „Lachen ist kein Dienstvergehen . . ."

BONN
Bundesverteidigungsministerium
OBERST SCHMÜCKLE

Bei den Aufnahmen in Fürstenfeldbruck drehte eine Düsen-Maschine mit den Kessler-Zwillingen eine „Ehrenrunde". Anschließend wurde das tanzende und singende Schwesternpaar zu „Ehrenpiloten" ernannt. Hier geht der Spaß zu weit! Unser Soldatenhandwerk ist leider eine todernste Sache und dürfte — schon mit Rücksicht auf die Soldaten, die ihren Beruf ernst nehmen — nicht verniedlicht oder verblödelt werden.

MÜNCHEN UFFZ. K. R.
(Name ist der Red. bekannt)

Es ist einfach geschmacklos, einen Flugplatz der bundesdeutschen Luftwaffe zur Manege für einen musikalischen Fernseh-Zirkus zu machen. Heute, da uns das Grauen vor einem militärischen Zusammenstoß schüttelt, können nur gedankenlose Toren oder versteckte Propagandisten den Schrekken und seine Instrumente verniedlichen.

KÖLN HANS FREY

Es ist bedauerlich, daß ausgerechnet an einem Samstagabend so ein haarsträubender Blödsinn wie „Zu jung, um blond zu sein" gesendet wird. Gerade zum Wochenende erwartet man für sein gutes Geld ein gutes Programm. Aber vielleicht dachten die Herren vom Deutschen Fernsehen, daß vor einem militärischen Hintergrund ein geistig und künstlerisch hochwertigeres Programm deplaciert wirken muß — und ließen deshalb diesen platten Quatsch drehen. Die wirklich Dummen sind wieder einmal wir, die Fernsehteilnehmer.

KEMPTEN EMMI STRACH

Die Hoffnung verglimmt

Die Abhandlung von Tribunus über die blinde Sonja aus Ost-Berlin, der die Ausreise zur Heilbehandlung in der Bundesrepublik verweigert wird (REVUE Nr. 43), hat mich tief bewegt. So weit ist es also schon gekommen mit der unglückseligen Spaltung Deutschlands, daß auch der letzte Funken Hoffnung verglimmt.

BREMEN KLARA STEFFEN

Nachdem nach Veröffentlichung des Hilferufes für Sonja der Erfolg feststand, nahm die Freude in Ost-Berlin kein Ende. Die Mutter Sonjas hatte alle Hoffnung auf die Reise nach Bad Homburg und auf Dr. Croon gesetzt. Die Reisegenehmigung wurde dann auch für den 29. 9. erteilt. Der unglückliche 13. August hat jetzt alles zunichte gemacht.

RHEINBACH ALBERT SELZNER

Im Fall Sonja darf REVUE nicht nachlassen. Sie muß die kleinlichen Behörden in Ost-Berlin anprangern. Sie sollte bei der DDR-Regierung intervenieren. Sie könnte einen Appell an die UNO richten.

LEVERKUSEN OTTO KORN

Gott bewahre!

Gott bewahre uns davor, daß der Sowjetblock dereinst von deutschen Kommunisten beherrscht wird. Der Kommunismus ist schlimm, ein deutscher Kommunismus aber ist fürchterlich.

KÖLN KLAUS WEBERN

Da hat REVUE sich für ein blindes Kind eingesetzt (Nr. 26), da haben Leser spontan Hilfe angeboten, da hat sich der Arzt Dr. Croon bereit erklärt, kostenlos zu behandeln. Alles: um die letzte Chance zu nützen. Vergeblich! Die Funktionäre in der DDR sagen nein. Für sie wird alles zum Politikum, auch die Menschlichkeit.

KÖLN HANS PFLÜGER

Zieht Euch warm an



Das erste Sturmtief des Herbstes hat in Dänemark zu einem so starken Temperatursturz geführt, daß selbst der am Südpol geborene Pinguin „Rasmus" den Schnupfen bekam. Sein Herr, Wäsche-Fabrikant Lauridsen, hat ihm deshalb einen Pullover verpaßt. „Rasmus" ist jetzt ganz stolz auf seine „neuen Federn".

KOPENHAGEN PER VEGERSEN

Touristen-Sensation Berlin

Mit Ihrem Bericht „Nervenkitzel Bernauerstraße" (REVUE Nr. 44) haben Sie ins Schwarze getroffen. Es ist unverständlich, daß es Leute gibt, die von weither kommen, nur um in der Bernauerstraße das Gefühl des Schauderns zu spüren. Und niemand kann mir sagen, daß die meisten dieser „Berlin-Touristen" aus politischem Interesse oder gar aus Mitgefühl kommen. Warum sieht man denn dann so wenige von ihnen an den zahllosen Punkten der 25 km langen Mauer, wo bisher nichts oder nur wenig „passiert" ist?

BERLIN R. P.
(Name ist der Red. bekannt)

Noch mehr Menschen sollten zu uns nach Berlin kommen, um die „Chinesische Mauer" zu besichtigen: Nur wer sie mit eigenen Augen gesehen hat, kann Verständnis für unsere Lage aufbringen. Wenn ich Bundesverkehrsminister wäre, würde ich sogar verbilligte Berlin-Reisen mit Bundesbahn-Autobussen nach Berlin durchführen lassen und das Defizit aus Bundesmitteln decken.

BERLIN ARTHUR KLEINEN

Sonnenjunge

Nur im Sonnenschein will der 16jährige Jockey Charlie sein Leben verbringen. Da bei uns in England jetzt die



Rennsaison zu Ende gegangen ist, hat er sich in seine Heimat, die Bahama-Inseln, abgesetzt. Dort gibt es keinen Winter. Wie ein Zugvogel will Charlie im Frühjahr wieder zurückkehren. Wer möchte es diesem Sonnenkind nicht gerne nachmachen?

LONDON EDDA P. GREEN

So ist es halt im Leben . . .

Wie erfreulich für Horst Buchholz, daß die Geldbuße von 25 000 Mark für seinen Verkehrsunfall durch eine Gagen-Erhöhung gedeckt ist (Intime REVUE Nr. 44)! Da aber 10 000 Dollar bekanntlich der Gegenwert von rund 40 000 Mark sind, macht Buchholz sogar noch einen Schnitt dabei! Es ist halt wie immer im Leben: Die kleinen Verkehrssünder müssen sich Geldstrafen vom Munde absparen, die großen kommen letzten Endes ungeschoren davon. Wer auf der Sonnenseite des Daseins lebt, dem ist nie kalt . . .

REMSCHEID W. SEIFERT

Am Beispiel des verunglückten und vom Gericht bestraften Filmschauspielers Buchholz sieht man, daß es bei aller Gerechtigkeit nicht immer gerecht zugeht. Die hohe Geldstrafe ist gar keine in seinem Fall.

BURGAU FRITZ GRÖNNER

Wenn die Geldstrafe des Unfallfahrers Buchholz durch Gagenerhöhung abgedeckt wird, so ist das nur für Neider ärgerlich. Schließlich hat der sympathische junge Mann nicht nur die Sympathien seines Produzenten, sondern eines großen Publikums.

FRANKFURT INGE KLAUS

Das REVUE-Bild zum Sonntag

Das REVUE-Bild zum Sonntag wird, wöchentlich abwechselnd, von Pfarrern der beiden großen christlichen Konfessionen ausgesucht und kommentiert.



Heute schreibt der katholische Stadtpfarrer von St. Paul in München, Dr. Karl Fröhlich

Der Mann da hat Glück gehabt. Er ist noch einmal davongekommen. Diese Schrecksekunden vergißt er sein Leben lang nicht mehr. Aber was heißt das eigentlich: „Glück gehabt?" Er hat eine Erfahrung gemacht, die man jedem wünschen möchte: die Erfahrung nämlich, daß wir keine Stunde sicher sind; daß wir nichts in der Hand haben. Jeden Augenblick kann etwas passieren. Heute mehr denn je. 13000 Verkehrstote in einem Jahr sind ein Wort. Alle unsere Planungen müßten mit einem Wenn-Satz beginnen: Wenn nichts dazwischenkommt ...

Wir hören so etwas nicht gern. Obwohl es Tatsache und alltägliche Erfahrung ist. Warum eigentlich? Weil es uns auf die Nerven geht. Aber das ist nur die eine Seite. Die Kehrseite der Medaille: Ist es nicht eine große Chance, die Wirklichkeit zu erfahren? Die Wirklichkeit aber ist die, daß das Unberechenbare unser beständiger Nachbar ist. Wenn aber mein Leben gefährdet ist, wird mir seine Kostbarkeit erst richtig bewußt. Ich liebe es noch mehr als zuvor.

Schauen Sie den Mann da an, wie glücklich er ist. Sicher ist er für jeden Tag, der ihm in Zukunft geschenkt ist, dankbar. Der Dankbare aber hat mehr vom Leben. Angst haben und wegschauen machen das Leben nicht sicherer. Man schwindelt sich nur etwas vor. Der Mann wäre beinahe erschlagen worden. Dieses „beinahe" wünsche ich auch Ihnen. Verstehen Sie mich recht! Im Blickwinkel der Todesnähe sehen alle Dinge anders aus. Die Maßstäbe verschieben sich. Tage, die zum Gähnen langweilig waren, werden nach so einem „beinahe" zu Stunden randvollen Glücks.

Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie oft Sie im Leben „noch einmal davongekommen" sind? Manche nennen das Zufall. Ich nenne es anders: Fügung. Hinter dem Zufall steht ein „Es"; ein Schicksal, das man nicht befragen, höchstens hassen kann. Hinter dem Wort Fügung steht „Er". Das ist mir lieber. Wenn das Christuswort wahr ist, daß die Haare meines Hauptes gezählt sind und daß kein Sperling vom Dach fällt ohne daß Gott es weiß, dann ist das Unberechenbare genau berechnet: von Ihm. Ich brauche dann keine Angst zu haben. Es wird zwar Stunden geben, da alle Lichter verlöscht sind. Das war am Karfreitag auch so. Aber vielleicht verstehen Sie, daß ich auch in den Karwochen der Welt an Ostern glaube.

Für einen Menschen, der Gott ernst nimmt, ist die Vorsehung natürlich keine Schutzeinrichtung. Auch ein gläubiger Kranfahrer kann von einem umstürzenden Haus erschlagen werden. Wahrscheinlich verstehe ich so etwas nicht, wenn es passiert. Ich nehme es einem Menschen auch gar nicht übel, wenn er mit Gott hadert: Auch das ist ein Gespräch mit Ihm. Mit dem „Schicksal" hadern, das wäre hoffnungslos.

Vor dem einstürzenden Haus wäre ich auch davongelaufen, wenn ich es noch gekonnt hätte. Von Gott weglaufen — das kann man auch. Aber ob es einen Sinn hat?

Pfarrer Karl Fröhlich

Was gehört zu einer richtigen Rindfleisch-Suppe?

K 3/61

Knorr

Rindfleisch-Suppe
mit Eiernudeln

50

4 Teller Feinkostsuppe – 50 Pf

Unsererseits gut vorbereitet –

mit allem, was zu einer richtigen Rindfleischsuppe gehört. Da schmeckt man so richtig das herzhafte Rindfleisch. Und das pikante Drumherum: ausgesuchte Gewürze, appetitliche Eiernudeln. Alles ist mit Erfahrung und Sorgfalt von einem Meisterkoch komponiert – das ist die Rindfleischsuppe von Knorr.



Ihrerseits perfekt gekocht!

Eins aber fehlt noch an dieser Suppe: Das Glanzlicht der Vollendung! Das setzen Sie beim Kochen auf – wenn Sie die Rindfleischsuppe von Knorr mit Liebe und Sorgfalt zubereiten. Dann können Sie stolz servieren: vier Teller voller Wohlbehagen. – Guten Appetit!

